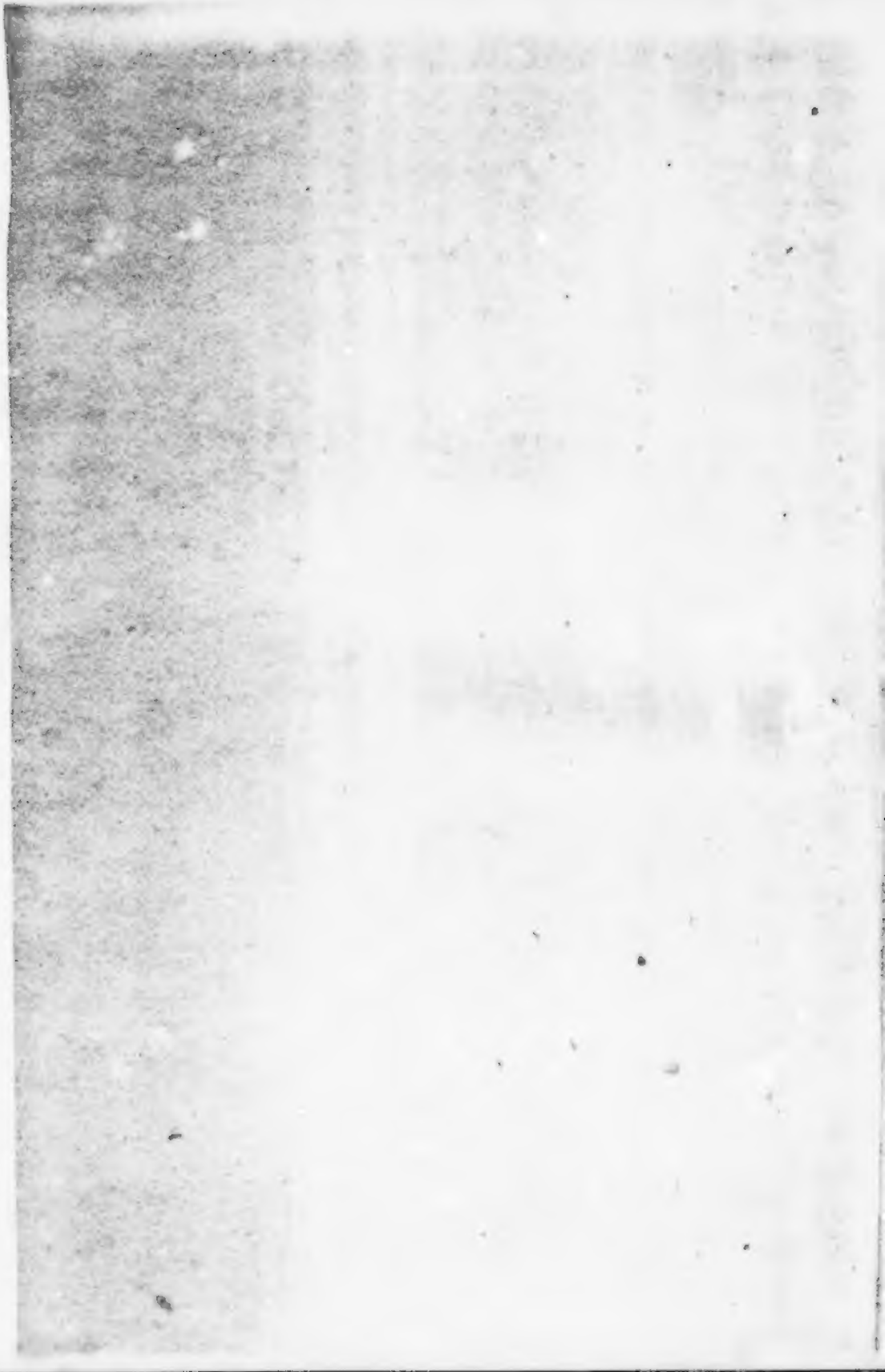


Launen
an
meinen Satyr.

Ω θεωμενοι, κατεχω προς ὑμας
ἐλευθερως
Τ ἀληθη — —

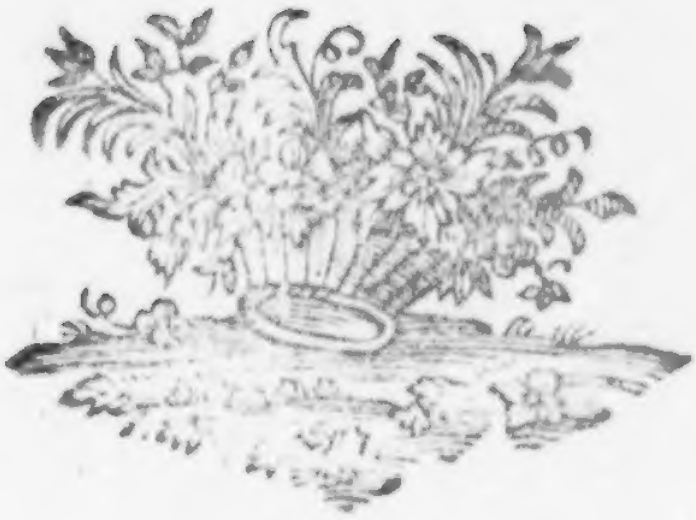
ΑΡ. ΝΕ, Φ. παρ. κωλ. με.

Erfurt,

In Commiſſion der GRIESBACHISCHEN
Buchhandlung, 1772.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Vorbericht.



Eine LAUNE (in wie-
fern eine LAUNE, ſo
wie etwa eine Ode,
eine eigene poetiſche Gattung

seyn soll) ist eine freye Production unserer gegenwärtigen, ohne Zweifel zufälligen, Stimmung, worinnen wir, mit einer gewissen Naiveté, alles das herausversificiren, was wir eben gedacht haben, und, worinn uns, während der angenehmen Arbeit des Versificirens, oft ein Zufall, und meistentheils die Association der Ideen leitet, noch mehreres hin-

zu-

zuzudenken und hinzuzuverſifi-
ciren. Mehrere Launen kön-
nen mit einander zu Einem Gan-
zen verbunden werden; und
hiervon hat der Verfaſſer der fol-
genden Aufſätze eine Probe ge-
ben wollen. Man vermuthet,
daſs dieſe Dichtungsart Nachah-
mer finden wird, denen man aber
zu melden hat, daſs dieſelbige
nicht ſo leicht iſt, als ſie ſcheinet,

und dafs der Verfaſſer (welcher vielleicht dereinſt eine ganze Sammlung ſeiner Launen, die er ehedem unter dem Titel SERMONEN ankündigte, herausgeben dürft.) über einer einzigen derſelben mehr Zeit und Federn verderbt hat, als etwa ſeine Nachfolger zu ganzen Schocken verbrauchen werden. Man begreift übrigens leicht, dafs der gegenwärtige

Ver-

Verſuch durch die individuellen Umſtände des Dichters veranlaſst worden; und eben deswegen möchte ſolcher den Namen der Launen am meiſten verdienen. Zum Schluſſe wollen wir noch anmerken, daſs nicht eben jede Laune ſcherzhaft ſeyn müſſe, wie man denn ſchon in der Theorie der Künſte bey Ideen hat, daſs es,

ſelbſt nach dem Redegebrauche der Britten, auch ernſthafte Laune gebe.

Erſte LAUNE.

I.

Hör' Er, mein Favorit, und alter guter Freund,
Er Präsident, und Canzlar meiner Laune,
Der Thoren Erb- und Busensfeind,
Herr Faun, Geliebtester der Faune!

Nun

Nun eil ich, fern von den Opfern der
furchtbarn critiſchen Wuth,
Fern von der kleinen kriechenden
Brut,
Nicht zwar des ganzen Stamms der
Thoren,
(Denn dem wird überall Poſterität ge-
bohren;
Von Pol zu Pol blüht dieſes edle
Haus
Und ſtirbt ſelbſt in der Peſt nicht
aus.
Auch trägt, vom Groſsultan der Oh-
ren,
Vom ſeelgen Vater Midas an,
Ein jeder frommer Ehemann
Zu ſeiner frommen Frau in ſeinen
frommen Lenden

Dem

Dem Sohn des Gordius *) getreue Deſcendenten.)

Fern aber, (Gott ſey Dank!) von der Genoſſenſchaft

Der Schreiber ohne Saft und Kraft,

Der klaglichen Scribenten,

Eil ich in die Heymath der Weisheit, und unter den Thron,

Allwo THERESIA, ſammt IHREM groſsem Sohn,

Der

*) MIDAS *war bekanntermaſsen ein Sohn des* GORDIUS, *und der Sohn war ſo gut ein Narr, als der Vater, welcher ihn gezeugt hatte. Wir brauchen dieſe Nomina propria nunmehr als nomina appellativa.*

Der Welt Geſetze giebt; als Admiral, der Staaten
Europens groſse Flotte lenkt;
Und dann, Vollenderin der königlichen Thaten,
Auch an die deutſche Muſe denkt,
Ihr Freyſtadt, Ruh und Preiſse ſchenkt,
Auf daſs, zu Habspurgs ewger Ehre,
Thereſens goldnes Seculum,
Und ihres groſsen Joſephs Ruhm,
Die Zeiten Ludewigs und Friedrichs überwähre!
Wo KAUNIZ ſelbſt der erſte Steuermann iſt,
Der in dem Cabinet, worinn er den tödtenden Zwiſt
Der Könige nur kurz zuvor geſchlichtet,

Nun

Nun kurz hernach auch seinen Autor
liest,

Und über den Autor so gut, als über
die Könige richtet;

Hin eil ich zur Metropolis

Europens und des Vaterlandes,

Und künftig des Geschmaks, der Künste, des Verstandes,

Um dort — (Wer nennt Sie mir Semiramis? —

Für Sie ist Babylon, Ecbatanis, *)

Und

*) Ecbatanis *in Syrien ist nicht mit* Ecbatana *in Medien zu verwechseln, welches man den Einfältigen zum Besten hat erinnern wollen. Bey der Semiramis wird indess manchem Leser eine gewisse Ode eines*

Und ganz Aſſyrien zu wenig. —
Doch nenne man Sie ſo, dieweil Semiramis
Der Bactrianer tapfern König
Einſt überwand und ſchweigen hies!)
Um dort, mit ſtaunendem Entzücken,
Zur Majeſtät Thereſens aufzublicken,
Um dort dem neuen Gott Apoll, Thereſens Sohn,
Dem anderen Deucalion,
Dem zweeten Schöpfer ſeiner Erden,

Am

gewiſſen Dichters von einer gewiſſen Zeit, auf welche Ode, auf welchen Dichter und auf welche Zeit man angeſpielt hat, beyfallen.

Am Altar des Geſchmacks, am neuen Helicon,
Ein minderer Subdiacon zu werden.
Dort, lieber Fann, bedarf ich Seiner nicht!
Dort iſt kein wimmelndes Otterngezücht
Der Schmierer, welche auszurotten
Wir Launen, Ernſt, Philoſophie und Spotten,
Bürlesken Witz, und männlichen Verſtand
Bisher vergebens angewandt.
Dort, wo kein Dunst es wagen mochte,
Ein Attila für unſre Muſen zu ſeyn,
Dort ſind der Thorheit alte Rechte
Nicht mehr verjährt, und unſre Spottereyn

Und Ironien ſind überflüſsig:
Dort, lieber Satyr, wär er müſsig!
Bleib er nur immer wo er iſt
Und ſey er mir zum letztenmal gegrüſst!

Zwote LAUNE.

II.

Denn überhaupt, seitdem mein Kranz
der guten Sache
Des besseren Geschmaks, und der Scri-
benten Rache,
Der einen zu früh, der andern zu
spät,

Entriſſen iſt, und nun, in höhern Sphären,

Bey den Virgilen und Homeren,

In traulichen Geſprächen geht;

Seitdem iſt mir der Scherz entwichen;

Mein heitres ſonſt, und fröhliches Geſicht

Iſt trüb und bang und lächelt nicht,

Und ſcheint am letzterem Abend des mördriſchen Jahres verblichen.*)

Du

*) Klotz, *ein verunglimpfter groſſer Mann, ſtarb am letzten December des Jahres 1771. Vier Wochen zuvor ſöhnte er ſich mit dem Verfaſſer der Launen wieder aus, gegen wel-*

Du selbst, (jetzt dutzen wir uns!) mein
lieber alter Faun,
Weifst, ohne dafs ich dir es sage,
Wie du an Kratzes Todestage
Zum erstenmal geweint, und traun!
Von deinem guten Humour zum aristo-
phanischen Hader,
Von deiner lucianischen Ader,
Den gröfsten Theil verweinet hast.
Dermalen werden wir einander gar zur
Last,

welchen er drey Jahre lang kaltsinnig gewesen war. Und drey Tage vor seinem Tode nahm er schriftlich den rührendsten Abschied.

Und ſchlagen uns nur wechſelsweiſe nieder;

Du tröſteſt mich nicht mehr; ich tröſte dich nicht wieder.

Geh alſo nur, weil du beſtändig klagſt,

Und ich beſtändig klage,

Setz weiter deinen Stab, zu wohnen, wo du magſt;

Und daſs es dir, ſo Phöbus will, behage!

Such einen Jüngling aus, des ungekränktes Herz

Für Fröhlichkeit und Spott und Scherz

Und

Und für die ganze Caravane

Der Ironieen, vom Schnitt der Luciane,

Weit, wie ein Gasthaus, offen steht;

Der noch in grünen Auen geht,

Allwo für ihn die ganze Schöpfung blühet;

Der noch, fein röthlich, jugendlich,

Wie ehedessen du und ich,

Das alles, was er sieht, von schönen Seiten siehet

Vom Amor und Silen, vom Comus und Apoll,

Und allen Feen ausgefleuert,

So wie ein wakrer Jüngling soll,

Der

Der jeden Tag holdſeelgen Göttern fey-
ert;
Den ſuch, und lebe wohl!

Drit-

Dritte LAUNE.

III.

Um mich jedoch mit dir, wie fichs
gebuhrt, zu letzen,
So dank ich dir fur alles das Ergötzen,
Für jeden frohen Tag, und jede comi-
sche Nacht,
Fur jede Stunde voll Behagen,
Die ich von dir zur Lehn getragen;

Für

Für jeden attiſchen Blick, den du mir zugelacht;
Für jeden deutſchen Duns, den du mir dargebracht;
Für allen brittiſchen Sneer, den du mir eingedacht;
Für jede galliſche Luſt, die mir dein Scherz gemacht.

Denn in der That, ſo wie das ernſte Wachen
Den Kammerdiener *Körper* ſchwächt,
Und ſeine gnadge Frau, die *Seele*, radebrecht:
So iſt hingegen Scherz und Lachen
Für Kopf und Herz und Milz und Blut,
Wie der Salernitanes predigt,
Sehr heilſam, und fürs Zwerchfell gut.
Man iſt geſund und friſch, und ſpüret Kratt und Muth,
Wenn man der Winde ſich entledigt.

Quat-

Quattuor ex vento veniunt in ventre retento:

Spasmus, hydrops, colica, vertigo; hoc res probat ipsa.

Du, lieber Doctor Faun, warst einst mein Medicus,

Wenn ich, so wie man manchmal muſs,

Nach Standsgebühr, an einem Asthma leichte,

Und mich hiermit bestmöglich modisch erzeigte.

(Denn wären wir Gelehrte, die wir sind,

Nicht, unterweilen lahm, podagrisch, hektisch, blind,

Schmal am Gesicht und dürr an Waden,

Mit Stein, Hypochondrie, und ihren Symptomaten,

Wo nicht bereits und schon beladen,

Doch wenigstens von fern her in Tractaten;

So hielt man uns, Gott weis, nicht für gelehrt;
Und schätzte kaum uns noch für werth,
In allerley Recensionen,
In dankenden Citationen,
In matten Dedicationen,
Biographien, Chroniken,
In schlechten Epitaphien,
Calendern und Journalen,
Für unsre Müh uns zu bezahlen.)
Da tröstete dein guter Genius,
Und heilte mich, an Kopf, und Brust, und Fuss.
Von deinen herrlichen Recepten
Starb nie noch einer medice.
Wir glauben selbst, dass auch die Gellerte,
Dafern sie dich gebraucht, noch funfzig Jahre lebten.

Vierte LAUNE.

IIII.

Nicht ſtolz, mein lieber Faun, auf mei-
nen groſsen Dank!
Denn dein Verdienſt um mich liegt im-
mer noch im Zweifel;
Statt Weyhrauchs gabſt du mir nicht
ſelten auch Geſtank,
Den Nachlaſs aller verſchwindenden
Teufel.

Du geiſtertest mir einſt den Hang zum Spotten ein;

Du ſpornteſt mich, ein Feind der Dunſerey zu ſeyn;

Du zwangeſt mich, daſs ich dem Königreich der Thoren

Haſs, ſonder Amneſtie, geſchworen,

Und hälfſt (noch dieſer Dank ſey dir!)

Durch deinen Witz und deinen Sneer,

Daſs ich (doch ohne Ruhm!) noch keine Schlacht verlohren

(Denn freylich, dieſer Ruhm iſt weniger als Rauch:

Triumph zu holen von Pygmäen.

Mit ihren kläglichen Trophäen

Schmückt ſich ein Kranich auch.)

Allein, ſo herrlich wie die Zwerglein überwunden,

So hatten wir den Sieg fürwahr nicht ohne Wunden,

Die uns die Herrn von Lilliput verſetzt.

Ein Volk, das alles Heilge hetzt,

Sanct Stupors Altar zu vertreten,

Sein Glück und ſeinen groſsen Ruhm,

Sein dunſigtes Palladium,

Das bietet ganz Elyſium,

Den Schwager Acheron, Gevatter Cerberum,

Gott und den Teufel auf, den kühnen Feind zu tödten.

Es ſagt, und ruft, und ſchreyt, und bellt:

„Ein Menſch, der uns für Thoren hält,
„Der iſt ein Abſchaum dieſer Welt;
„Iſt immerdar ein Atheiſt geweſen;
„Der glaubt nicht mir kein höchſtes Weſen,
„Selbſt, was noch ſchlimmer iſt, den Satan glaubt er nicht;
(Denn die Convenienz hält insgemein für Pflicht,
Den Teufel mehr, als Gott, zu ehren. —
Beweiſs der menſchlichen Chimären,
Allwo die Furcht mehr als die Liebe thut;
Beweiſs: der Gute Gott iſt gut)
„Glaubt nicht die nächtlichen Züge
„Der ehrſamen Geſpenſterzahl,
„Kein wildes Heer, das Omen künftiger Kriege,

„Den

„Den fürchterlichen Rübezahl,
„Die weifsen Frauen nicht einmahl;
„Den sollte man viertheilen und verbrennen,
„Und seinen Namen nur bey *Günthers* *) Namen nennen.„
— Das heifst: wer Cotin glaubt, der glaubt den Glauben nicht,
Und ist kurzum ein Bösewicht.
Sieh Faun! dies ist die Frucht des dintenreichen Krieges,
Der uns Triumph und Wunden gewährt!
Sag: ist der Ruhm des jammerlichen Sieges
Der bleibenden Narben wohl werth?

*) *Gunther ist der Name eines in den Gegenden, wo der Verfasser schrieb, sehr bekannten Missethaters.*

Wohl mir, der ich den Hang zur kleinen eitlen Ehre,
Zu ſtreiten, da, wo Siegen Schande wäre,
Und wo der Kranz, um den man ficht,
Beditelt iſt, und in den Scheitel flicht,
Nun endlich, endlich ganz verſchwöre,
Verſchwöre beym ernſtern Vater Apoll,
Und ſchwör': Ihr Dunſe lebet wohl!

Fünfte LAUNE.

V.

Demnach, Kraft dieſes Briefs, entſa-
gen wir,

Ich und mein ſwiftiſch Steckenthier

Den Rechten der Satyre;

Und

Und hätten uns, bey unsrer Ehr,

Dafs kunftig uns kein Cotin mehr

Zur Spötterey verfuhre!

Um deflo ficherer zu gehn

(Zupft etwa, wie es kan geſchehn,

Der alte Adam uns die Ohren)

So ſag ich dir,

Mein liebes altes Steckenthier,

Vergeſsen wir,

Von dieſem Abend an, den ganzen
Clubb der Thoren!

Ihr Dunſe, die ihr alle ſeyd,

Seyd ruhig Dunſ' in dieſer Zeit,

Und bleibt es bis in Ewigkeit.

Auch

Auch sey es euch, das Handwerk fortzutreiben,

So wie es immer euch behagt,

Zu reden, plaudern, schreyn und schreiben,

Was uns betrift, ununterfagt;

Ununterfaget euch, bey eurer Weise zu bleiben.

Wie, wenn der Tartarcham mit chamischen Geschmack,

Sein Roast-horse aufgezehret,

Er keinen Potentaten wehret,

Sich satt zu essen, wenn er mag:

So

So ſchreibt und ſchimpft auch ihr, mit
euren guten Gaben,

Nachdem wir euch genug geſchimpfet
haben!

Sech-

Sechste LAUNE.

VI.

Indeſſen und zu dieſer Friſt,
Weil du, wie ſchon berühret worden,
Schierkünftig uns nicht ferner brauchbar biſt,
Ertheilt man dir, Herrn Satyr, und Conſorten

Den Segen Lucians zum Lohn,
Mit rühmlicher Dimiſſion.
Auch übergiebt man dir das ganze Reich der Zwerge
Zu kührlicher Diſcretion,
Freund *Herein* aber *dich*, und unſerm *Gerſtenberge*.
Denn, ſtört' einmahl ein Coxcomb meine Ruh,
Und *Herel* ſchwiege ſelbſt dazu;
Wer anders rachte mich, als *Gerſtenberg* und du?

Sie-

Siebente LAUNE.

VII.

Ihr aber, Freundinnen und Freunde,
Geſchmack, Philoſophie, Verſtand,
Der Muſen ſammtliche Gemeinde,
Begleitet mich, und führet mich Hand in Hand,
Damit im erſterm Domcapitel
Der Helicon'ſchen Cleriſey,
Ich meiner präbendirten Titel,
Und meines *Giblers* würdig ſey!

Und

Und werth der neuen deutſchen Barden,
Des *Denis* und des *Maſſalier*,
Die mich im Dichterhayn erwarten,
Auf daſs ich ſie im Dichterfeuer ſeh',
Und ihrer vaterländſchen Chöre,
Empor geſtimmtes Evoé
Zu Joſephs und Thereſens Ehre,
Nicht mehr von fern, erſchallen höre!
Ob ich vielleicht dereinſt, wie Vater Boileau that,
(Für Ludwigs Ruhm ward er ein Apoſtat
Der cauſtiſchen Satyre)
Im feyerlichem Ton des bardiſchen Geſangs,
Von Denis angeflammt, erhabne Saiten rühre,
Und Heldenlieder, und Dithyramben des Danks
Dem groſsen Cäſar jubilire.

Der

Einſiedler

Eine

Wochenſchrift

Herausgegeben

von

Friedrich Juſtus Riedel.

Wien, in der von Ghelenſchen Buchhandlung,

1774.

Ad 906 - 1774

71434. 11642

Der Einsiedler.

Erstes Stück.

Es ist nöthig daß die Schriftsteller mit ihren Lesern, und die Leser mit ihren Schriftstellern einigermaßen bekannt sind, damit in beyden Theilen das gegenseitige Vertrauen entstehe, welches dem einen die Freymüthigkeit, giebt Wahrheiten zu sagen, und dem andern die Gefälligkeit, sich Wahrheiten sagen zu lassen.

Ich werde, wie man leicht errathen kan, zwar grösstentheils nur solche Leser haben, die, wenn sie alle andere Arten der Zerstreuung, namentlich: den Prater, den Augarten, und die Pastey; Tarok, Quadrille, Woyda und

Lottospiel; Vis-à-vis, Schwimmer, Birutschen und Postzüge; Toiletten, Frühstücke, Gerstensüpplein, und Petits Soupers, sammt allen Spektakeln, von der Emilia Galotti an bis zur Locandiera, und von dieser bis zur Ochsentheilung hinab, versucht haben, endlich aus Verzweiflung noch nicht genug unterhalten zu seyn, entweder zum Schlafe, oder zum Einsiedler ihre Zuflucht nehmen, als zu den letzten Hülfsmitteln, die lange Weile, und mit ihr die Zeit zu tödten. Jedoch, da keine Regel ohne Ausnahme ist, so findet sich vielleicht noch hier und dort ein denkender Jüngling, der einen galanten Morgenbesuch, oder einen Glückwunsch zu einem Namenstage vernachläßiget, um die Lehren eines alten Eremiten zu lesen; so findet sich vielleicht eine blühende Tochter, der es angenehmer ist, wenn mein wöchentlicher Bogen auf ihrem Nachttische liegt, als wenn tägliche Stutzer um sie herumschwärmen; so findet sich vielleicht ein einsamer Philosoph, der die Brille zwischen seine Augen und meine Blätter hält, manche Stelle zweymal liest, und dann denkt: dieß ist wahr, dieß ist gut, oder wenn er seine Zweifel hat, in meine

Ein-

Einsiedeley schleicht, um mich eines Bessern zu belehren. Diese letztern sollen mir durch ihren Beyfall den Lohn für meine Mühe geben: für diese werde ich also vorzüglich schreiben, ob ich gleich zuweilen einige Rücksicht auf die Herren von der langen Weile nehmen, und ihr Zwerchfell durch die Einfälle meines Pedrillo erschüttern dürfte, so wie man zuweilen auf den deutschen Schaubühnen nach dem Hausvater von Diderot, das deutsche Originaldrama, den Herzog Michel spielt.

Doch ich sollte nicht sowohl mir sagen, wer meine Leser sind, als vielmehr meinen Lesern sagen, wer ich bin, und folglich wird man mir eben die Erlaubniß geben, die Antonin, Montaigne, Adam Bernd, und Joachim Lange, (eine schöne Gesellschaft!) sich selbst genommen haben, von meiner Wenigkeit so zu plaudern, wie alte Leute von ihrer Wenigkeit zu plaudern pflegen. Ich muß daher zu erst sagen, daß ich nicht bin, wie andere Einsiedler, besonders nicht wie mein ehemaliger Nachbar der Baron von Bourru, den man, zum Unterschiede von seinen Namensvettern den

Nienfalsant zu nennen pflegt. Dieser itzige Eremit befand sich, so lange er jung war, nirgends besser, als in der Welt. Die ganze Schöpfung lächelte ihn an, und er ermangelte nicht, ihr Lächeln durch das seinige zu erwiedern. Alles, was er sah, sah er in einem rosenfarbenen Lichte, alles von der schönen Seite, und es schien, als wenn er, wie ein neuer Chaulieu und Gresset, hundert Sinne für das Angenehme und Gefällige; für das Häßliche, Widrige, und Eckelhafte aber auch nicht einen einzigen Sinn hätte. Die Amorn und Grazien wimmelten um ihn herum; jedes grüne Thal war ihm ein Tempe, jeder Hügel ein Helikon, jeder Bach rieselte ihm Wonne ins Ohr, und die Wipfel der Bäume lispelten mit ihren Gespielen den Zephyrn, mit denen er sehr bekannt war, ihm Freude ins Herz. Zu dieser Zeit also war er ein guter empfindsamer Knabe, der, weil er selbst den Gedanken, es sey möglich, irgend ein Geschöpf vom Elephanten an bis zur zur Milbe zu haßen, nicht denken konnte, sich berechtiget fand, zu glauben, alle seine zweyfüßigen Verwandten ohne Federn empfänden, glaubten, und wollten,

wie

wie er. Diese Denkart beherrschte ihn so lange, als seine Nerven schmeidig und weich genug waren, die sanften Eindrücke der gütigen Mutter Natur anzunehmen, und seine Schicksale günstig genug, ihn wenig, oder nichts von der Bosheit der Menschen empfinden zu lassen. Bald aber veränderte er den Standort, aus welchem er bisher in die Welt geschauet hatte. Seine empfindlichen Theile waren spröde geworden, die blühenden Wangen seiner Chloe; die reizenden Auen um sein Tolk-Schuby *), der Schmerlenbach, und der majestätische Strom fiengen an für ihn toujours perdrix zu werden; und anstatt daß er vorher bey seinen gewöhnlichen Spaziergängen wenig gesagt, aber destomehr empfunden hatte, so sagte er itzt alle Augenblicke, diese Wiese ist schön, dieser Strom ist prächtig; ich empfinde viel, und er empfand nichts. Schon war die Natur kein Schauspiel mehr für ihn, und er sahe sich genöthiget, erkünstelte Unterhaltungen zu suchen, und dem Vergnügen auf Schleifwegen entgegen zu gehen, welches er vorher in der Heerstrasse gefunden hatte. Er fieng

*) Ein Landsitz, welchen Herr Dusch besungen hat.

vom Lesen unserer besten Schriftsteller an; der Wald zu Windsor, und Geßners Idyllen erinnerten ihn an das, was er ehemals selbst gefühlt hatte. Vom Buche wanderte er, da auch dieses keine Reize mehr für ihn hatte, ins Theater, setzte seine Reise glücklich bis zur Kreuzerkomödie fort, und beschloß sie endlich, da er von allen natürlichen und künstlichen Vergnügungen so voll war, daß er keine mehr genießen konnte, damit, daß er sich in sein Zimmer einsperrte, und, wie Domitian, Fliegen fieng. Das Leere, welches er bey dieser löblichen Arbeit in seinem Busen fühlte, verursachte, daß er auf andere Unterhaltungen bedacht war; er versuchte es, ein Mann von Geschäften zu werden, und das Große ward sein Ziel, nachdem er lange genug nach dem Schönen gerennt war. Er fand in jener Laufbahn noch weniger, als in dieser, seine Rechnung. Bisher hatte er noch immer, weil er gutartig war, alle Menschen für gutartig gehalten, noch immer geglaubt, die Zunge sey eine getreue Dollmetscherin des Herzens, und das Herz des Menschen zuweilen zwar etwas wunderlich, aber doch immer im Grunde empfindsam,

sam, edel, voll von Liebe, und eine nie versiegende Quelle von Wohlthätigkeit, von grossen, guten, und gemeinnützigen Thaten. Er hatte ziemlich früh das Unglück, vom Gegentheile überführet zu werden. Seine Chloe wurde ihm ungetreu, seine Freunde hintergiengen ihn, seine Gönner sagten viel, und thaten, was die Gönner insgemein thun, nichts; er verfehlte seine Endzwecke, wie Jonathan Swift die Bischofsmütze, und rächte, wie Swift, sich an der Welt dadurch, daß er ihr Feind wurde, weil sie seine Freunde nicht werden wollte. Die Pole der moralischen Welt sind entweder sehr nahe zusammen, oder die Menschen machen grosse Schritte; denn sie springen, ehe sie es selbst gewahr werden, von dem einen zu dem andern. Dieser gute und empfindsame Baron, der sonst alles Leblose und Lebendige schön und gut fand, machte itzt bey vorliegenden Umständen die Entdeckung, daß die ganze Natur häßlich, und alle Erdensöhne schlimm wären. Itzt hatten seine Rosenstöcke Dornen, die Donau war nichts mehr, als ein gefährliches Wasser; Chloe, nach ihrer Untreue, hatte einen schlechten Wuchs, üble Gesichts-

züge, und eine mißtönende Stimme; seinen Freunden war nicht zu trauen, und ihr Umgang langweilig und unerträglich, so wie er überhaupt sich endlich überzeugt hatte, die ganze Welt sey ein Ameisenhaufen von Böswichtern und Thoren. Unter einer solchen Gesellschaft, und in einer so bösen Luft konnte er nicht mehr athmen.

— er dachte der Zukunft und dem Vergangnen
Voll Seelenangst nach — —

Und die Folge seines Nachdenkens war, daß er den Staub von seinen Füßen in die Welt schüttelte, einen stummen und tauben Diener (um weder zu hören, noch gehört zu werden,) zu sich nahm, und in einer entfernten Gegend ein Haus von Tannzapfen erbauete, denen er noch bis auf diese Stunde sein Unglück und die große Lehre von dem Argen, in welchem diese Welt lieget, mit vieler Beredsamkeit vorpredigt.

Ich bin zwar auch ein Einsiedler, aber ein Einsiedler von der guten Art, dem es in der Welt noch immer so wohl gefällt, daß er gesonnen ist,

darinnen zu bleiben; so lange er nur kan. Wenn ich früh den belebenden Morgenduft trinke, und der erwachenden Natur zuschaue, wie sie die Augen aufschließt, so ist mir so heiter im Gemüthe, daß ich in die Versuchung gerathe, anstatt des tausendjährigen Reichs eines Petersen und Bengel, das zweytausendjährige des Herrn Doktor Crusius herbey zu wünschen, und diesen letztern demüthig zu bitten, mir eine Stelle darinnen zu vergönnen. Auch meine lieben Brüder und Schwestern, die Menschen und Menschinnen sehe ich gern, weil ich finde, daß sie zwar nicht so sehr gut sind als die Gleime und Jakobi, nebst ihren Nachtretern, den Gleimgen und Jakobitgen sie in der Begleitung ihrer Amoretten erblickt haben, aber gewiß auch nicht so häßlich und schlimm als die Swifte und Hobbese sie abschildern. Der Thon und die Form des Gefäßes ist wenigstens gut, wenn es gleich öfters mit besserer Materie angefüllt seyn könnte. Wie ich aber, bey aller meiner Menschenliebe, doch auf den Einfall gekommen bin, ein Eremit zu werden, dieß soll meinen Lesern noch ein Geheimniß bleiben, damit ich, da es einmal die Schwachheit der

alten

alten Leute ist, gern von sich selbst zu reden, noch mehrmalen die Gelegenheit dazu erhalte. Verschiedene kleine Umstände meiner moralischen, politischen und psychologischen Geschichte sind ohnehin beynahe allzu tristramisch um dem ehrsamen Publiko in öffentlichem Drucke bekannt gemacht zu werden. Ich ersuche daher diejenigen Mitglieder desselben, welche neugieriger sind, als man gewöhnlichermassen zu seyn pflegt, sich die kleine Mühe, mich in meiner Einsiedlerey persönlich heimzusuchen nicht verdriessen zu lassen, da ich ihnen dann die verschiedenen Kapitel meines Lebens und Denkens wenigstens eben so langweilig, als der Herr Magister Danischmende, auslegen werde.

Meine Eremitage — ist mitten in der Hauptstadt, und nicht aus Tannzapfen, sondern aus Büchern gebauet, die für mich ohngefähr das sind, was für den ehrlichen Onkle Toby das Andenken an seinen Feldzug in den Niederlanden war. Damit dieser mein Ruhesitz fein Bunt, wie musaische Arbeit, und mannigfaltig, wie eine Grotte von Perlenmutter, Lapis lazuli, Porphyr und

Sand-

Sandstein, aussehen möchte; so habe ich mich bemühet, aus demselben gleichsam eine Naturaliensammlung von Büchern aller Geschlechter, treflichen, guten, mittelmäßigen und elenden zu machen, um von jedem Geschlechte wenigstens ein merkwürdiges Original vorzeigen zu können.

Die einzelnen Stücke sind auf eine Weise geordnet, die viel Aehnliches mit der Denkungsart des berühmten Gerundio *) hat. Suarez, Vasquez, Mendoza und Fonseca umringen den Montesquieu; Götzens Streitschriften stehen neben dem Doktor Franz Rabelais, und Crusii Hypomnema neben dem Herrn Magister Sebaldus Nothanker. Lessing und Klotz, Boysen und Nicolai, Doctor Semler und Magister Ziegra vertragen sich hier freundschaftlich mit einander; es ist grundfalsch und eine verläumderische Erdichtung, wenn einige meiner Nachbarn behaupten wollen, daß sie zuweilen durch das nächtliche Rumoren dieser Schriftsteller in ihrem Schlafe gestöret würden.

Ich

*) Ist der Held eines Spanischen Romans, der unter die klassischen Bücher gehört.

Ich schlafe mitten unter den muthwilligsten, giftigsten und gallsüchtigsten Autoren so ruhig, als man bey Hausens Reformationshistorie schlafen kan, und träume auch nicht einmal davon, daß Bentley und Blackmore neben Arbuthnot und Swift in meinem Zimmer sind.

Diese Anmerkung war nicht nur zur Steuer der Wahrheit, sondern auch deßwegen nöthig, damit meine Leser und Leserinnen nicht etwan durch solche boshafte Gerüchte und schriftstellerische Gespenstmährgen abgeschreckt werden, den Einsiedler zu besuchen, und das Plaudern des alten Mannes bey der Nachtlampe anzuhören.

Dieß hieße mir das große Vergnügen rauben, was mir hienieden übrig ist; denn ich höre mich gewiß eben so gern sprechen, als ein alter Castrat sich gern singen höret, und lese mich wenigstens eben so gern, als sich der Dichter der Grazien gern lesen mag; ob ich gleich nur ein schlechter Wochenschriftsteller bin, und folglich höchstens nur unter den Lionischen Adel der Autoren gehöre.

Hier habe ich, ohne es zu merken, eine der Urſachen entdeckt, weßwegen ich einen Einſiedler, zu ſchreiben anfange — „ Weil ich gern rede, gern ſchreibe, gern etwas arbeite, und in manchen Stunden nichts beſſers zu arbeiten habe. “ — Ich bin von Natur ſo einfältig, daß ich noch nie die tiefe Weisheit der Künſte des Spielens, des Tändelns, des Nichtsdenkens und Vielſprechens habe erlernen können. Hierdurch gehen mir ganze Klaſſen von Zerſtreuungen ab, deren ſich ſonſt die Menſchen in dem ewigen Kriege, den ſie mit der Zeit führen, als nützlicher Hülfsvölker zu bedienen pflegen. Ich muß mich alſo, ſo gut ich kan, auf eine andere Manier zerſtreuen, und ein Buch ſchreiben, welches ich den Einſiedler nenne, ob ich es gleich eben ſo gut hätte, den Abra cat Abra nennen können. Was ich aber alles in dieſem Buch ſagen werde, weiß ich in der That ſelbſt noch nicht. Ich habe mir aus einiger Bekanntſchaft mit der Welt, Menſchen, und Büchern verſchiedene Collektaneen gemacht, in welche ich wie, der empyriſche Arzt in ſein Receptenbuch greifen werden um etwas nützliches für meine Leſer

herauszulangen. Ich habe einige alte und neue Schriftsteller gelesen, besonders einen Plutarch und Lucian, einen Montaigne und Charron, einen Swift und Lorenz Stern, und unter den Deutschen alles, was leserlich ist, sogar die zu früh vergessenen Balthasar Schupp und Moscherosch *) nicht ausgenommen; dieser werde ich mich bedienen, um meinen Leser damit zu bewirthen, wenn es mir an eigenem Vorrathe gebrechen sollte. Auch stehe ich nicht dafür, daß nicht zuweilen kritische oder historische Aufsätze, kurze Gedichte, Bekanntmachungen nützlicher Schriften und ähnliche Stücke, die man in Sammlungen für den Geist, den Geschmack und das Herz zu lesen gewohnt ist, in dieser Wochenschrift einen Platz finden dürften.

Dies sey zur Einleitung genug, welche zugleich anstatt eines Probebogen dienen kann. Die folgenden Stücke werden jeden Sonnabend Nachmittag ausgegeben werden.

*) Er hat unter dem Namen Philander von Sittenwald Satiren geschrieben, die auch einem erleuchtern Jahrhunderte, als das seinige war, keine Schande machen würden.

Der Einſiedler.

Zweytes Stück.

Nächſt den bittern Klagen über das üble Wetter und böſe Geſinde, machen die allgemeinen Ausfälle auf die izigen ſchlechten Zeiten, im Gegenſatz mit den vorigen, einen beträchtlichen Theil unſerer geſellſchaftlichen Unterhaltungen aus. Mein Vater erzehlte oft bey den langen Winterabenden, ſein Urgroßvater habe ihm verſichert, daß der Urgroßvater des letztern von den älteſten Leuten ſeines Jahrhunderts gehört habe: es hätte zwar in ihrer Jugend noch gutes Geſinde, beſſere Witterung und beſſere Zeiten gegeben, itzt aber wären Geſinde, Wetter, und Zeiten ſo elend, daß es beynahe nicht

mehr der Mühe werth sey, in diesen Zeiten zu leben; nach welcher Aeußerung diese Greise insgemein ein stärkendes Elexir, oder Goldtinktur, oder Lebensbalsam, oder eine hamburgische privilegirte Universalmedicin einzunehmen pflegten, um ihre elenden Tage zu verlängern. Wahrscheinlicher Weise hat man hieraus zu schließen, daß die Klagen über die schlechten Zeiten nicht viel jünger sind, als die Zeiten selbst, und daß sie wenigstens ihren Anfang am ersten Morgen nach der Vermählung des berühmten Nox Nox mit der schönen Mickequezal genommen haben.

Ich habe von Jugend auf nichts weniger erdulden können, als Winseln, Aechzen und Klagen, besonders, wenn man winselt, ächzt und klagt, ohne Ursache dazu zu haben. Zwar muß eine jede leidende Kreatur unser Mitleiden erregen, dafern die Caravanaserey unsers Busens noch nicht ganz von den Fremdlingen der gekünstelten Leidenschaften und Bewegungen eingenommen ist, und noch eine kleine Herberge für die bessern Empfindungen der Menschlichkeit übrig hat. Ich esse nicht gern kleine Vögel, weil es mir

grau-

grauſam dünkt, ein kleines liebenswürdiges Geſchöpf zu tödten, um einen einzigen elenden Bißen zu haben, und ich begreife nicht, wie es einem gefühlvollen Frauenzimmer möglich iſt, mit einem unförmlichen Mopſe auf dem Schooße, eine unſchuldige Sängerin, eine Lerche zu ſpeiſen, und dagegen einen Papagey zu füttern, deſſen abgeſchmacktes Geſchrey uns das Trommelfell zu zerſprengen droht. Ein leidender Menſch hat meine ganze Erbarmung, und nicht eher beneide ich den Lord Clive um ſeine Reichthümer, als wenn ich die Unmöglichkeit fühle, meinem dürftigen Mitbruder zu helfen. Aber einen Menſchen, der nicht leidet, und doch klagt, deſſen Unglück ein ſelbſtgemachter Strohmann iſt, mit dem er ſich herumbalgt, oder deſſen Klagen Grimaßen ſind, wie die Thränen einer Buhlſchweſter, einen ſolchen Menſchen zu bemitleiden, iſt mir unmöglich, beſonders, wenn er den ganzen Strom ſeines Verdruſſes auf die arme Zeit ausſchüttet, die gewiß an den Quellen deſſelben unſchuldig iſt, und ſchon darinnen ihre Rechtfertigung findet, daß grade diejenigen, welche ſich am meiſten über ſie beſchweren, ſich die meiſte

Mühe geben, langmöglichst in ihr zu bleiben — und sie erst nach vielen Jahren und in dem spätesten Alter mit der frohen Ewigkeit zu vertauschen.

Auch ist es würklich in dieser Zeit, mit welcher man so sehr hadert, noch immer ungemein gut zu leben, selbst für diejenigen, für welche die Gärten des Lucullus grössere Reize haben, als die Theoreme des Euklides, und die Lehrsätze des göttlichen Plato. Sie haben so schöne Palläste, romantische Gärten, weiche Schwanenbette, gute steyerische Kapaunen und böhmische Fasanen, Frucht des Weinstocks im Uebermaaß, Sklaven, und Sklavinnen so viel sie wollen — alles das in eben dieser letzten betrübten Zeit, die sie durch ihre Klagen so sehr zu erniedrigen suchen. Das Geheimniß dieses Wiederspruchs ist leicht zu ergründen. Es scheint nämlich, daß man insgemein unter der guten Zeit nur diejenige verstehe, wo man ohne zu sorgen und zu arbeiten, königlich, und, wie man will, leben kann; wo man nur wünschen darf, um zu haben; wo auf einen Schlag mit der Zauberruthe einige duzent Bediente,

welche

welche Luft ſind, und von Luft leben, zu Gebote ſtehen; wo die Tafel ſich ſelbſt deckt, die gebratenen Ortolanen ohne Geheiß in die goldenen Schüßeln fliegen, und Champagner aus den Flaſchen quillt, wie Oel aus dem Kruge der Witbe zu Sarepta: mit einem Worte, eine ganz reine glückſelige Zeit, in welcher Ruhe ohne Unruhe, Genuß ohne Reue, Bequemlichkeit ohne Unbequemlichkeit, Vergnügen ohne Unluſt, und Ueberfluß ohne Mangel regiert.

Einige Philoſophen, wie zum Beyſpiel ein gewiſſer Ariſtoteles und andere, behaupten, daß eine ſolche gute Zeit, wie wir ſie beſchrieben haben, nach den erſten Gründen der Dingerlehre unmöglich ſey; und es könnte ſeyn, daß ſie Recht hätten. Denn ſelbſt die Dichter ſcheinen dieſe Unmöglichkeit empfunden zu haben. Es iſt dieſen ohnehin leicht, ſich eine Welt zu ſchaffen, wie ſie ſolche verlangen; Gold, Silber, Perlen, Rubinen, Champagner und andere theure Sachen, koſten ihnen nichts, und eben ſo wenig koſtet es ihnen, die natürlichen und übernatürlichen Weſen, die ſie er-

schaffen, mit so vieler Menschenliebe, Erhabenheit und Gutherzigkeit auszusteuern, als es ihnen und ihrem Gotte Capriccio beliebig ist. Gleichwohl haben sie es nie gewagt, ihre utopischen Zeiten, Welten und Menschen, als ganz glückselig, ganz rein, und ganz unbefleckt von allen Mängeln zu schildern. Gab es nicht selbst im Reiche der Feen, den glücklichsten unter allen möglichen Reichen, die häßligsten Unthiere, boshafte Fanferlüschen, deren höchstes Vergnügen war, andern Misvergnügen zu machen, und neidische Caraboſſen, denen sogar das Glück eines unschuldigen neugebohrnen Kindes ein Unglück war? Hatten auch gleich die guten und wohlthätigen Feen immer das letzte Wort, so mußten sie doch erst kämpfen, ehe sie siegten, und die armen Menschenkinder waren immer das Opfer von der Feenwuth, wie der Landmann von den Zwisten der Könige.

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Sollte es also ja einen Winkel in dieser, oder einer andern Welt, geben, wo jene

gute,

gute, reine, glückselige Zeit herrschte, von der wir geredet haben; so ist dieser Ort wenigstens bis jetzt noch nicht entdeckt; wer ihn etwa mit dem zu Lyon erfundenen Luftschwimmer zu suchen Lust hat, dem wünschen wir von ganzen Herzen eine glückliche Reise.

Gesetzt aber auch den Fall, die berühmte gute Zeit, die man ehemals in dem Lande der Schlaraffen, zwölfhundert Meilen hinter der Straße Weygatz, gefunden zu haben vorgiebt, kehrten zurück, und in unsere Gegenden zurück, so würden doch ohne Zweifel die Menschen, welche ihr günstiges Schicksal bestimmete, in derselben zu leben, noch immer Menschen bleiben, mit menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften; und hieraus ergeben sich allerley Unschicklichkeiten und üble Folgen, die wir kürzlich beherzigen wollen.

Uns Erdensöhnen ist es natürlich, daß aus einem Genuße, der uns nichts kostet, und den wir täglich haben können, ein gewisser Ueberdruß entstehet, der zuletzt in einen

völligen Eckel ausartet, und in eine Begierde nach irgend einem andern Gegenstande, wenn gleich die Erlangung des letztern mit Mühe verbunden ist, da man den vorigen Genuß umsonst haben konnte. Selbst in Utopia würde sich die Natur endlich für uns erschöpfen, und nicht reichhaltige Adern genug haben, um die unersättlichen Begierden der Menschen, die das Plus ultra ihrer Bestimmung selbst bis auf ihre Vergnügungen ausdehnen, vollkommen zu befriedigen.

Die Schnepfen, Fasanen und Rebhüner, die besten Donaukarpfen und Fischlebern, die Cyperweine, der Malvasier und selbst der Nektar, aus dem Becher der schönen Hebe würden endlich keine Reize mehr für sie haben; sie würden lüstern werden, wie die Kinder Israel in der Wüsten, und die Natur ungestümm auffordern, neue Gattungen für ihre unbefriedigten fünf oder sechs Sinne hervorzubringen; die Natur würde ihnen den Dienst verweigern, und die Menschen würden, so gut wie jetzt, sich über die schlimmen Zeiten beklagen, ohngefähr, wie der prassende Minister in dem Leben und den

Meinungen des Herrn Sebaldus Nothanker, meines sehr werthen Freundes.

Ferner würde selbst die allzu große Leichtigkeit und Bequemlichkeit zu leben, ihnen endlich zur Last fallen. Die Sybariten lagerten sich auf Rosenblätter, und empfanden, sobald ein Blat sich doppelt zusammengelegt hatte, die Falten des Blats. Unsern Utopiern würde zuletzt kein Sopha weich genuz seyn; auf Zephyrn würden sie sitzen wollen, und wenn sie darauf zu sitzen kämen, so fürchte ich sehr, daß ihnen endlich auch das Lispeln derselben unbequem werden dürfte.

Alles dies aber hinweg gerechnet, so ist das nothwendigste, was aus der guten, mehr als saturnischen Zeit entstehen muß, eine gewisse Unthätigkeit der menschlichen Natur, die schlimmer ist, als der Tod. Wir würden mitten unter unsern Vergnügungen bloß vegetiren; und

Vegeter, c' est mourir; beaucoup penser c' est vivre.

Oder wollten wir nicht bloß vegetiren, so ist es glaublich, wir würden selbst in dieser glückseligen Zeit eben so mit den Köpfen zusammenrennen, als wir es jetzt zu thun gewohnt sind. Wer weiß, ob nicht dem Einen die Ananas, welche sein Nachbar in der Hand hat, besser scheinen würde, als die seinige? Oder das Rostbeef, oder der hohle Kürbis voll süßen Weins, oder die Laube von Jesmin, oder endlich die Tunika seines Nachbars? Schon dieses Scheinen, schon dieser Gedanke ist die Grundlage fast von allem dem Bösen, was wir in diesen unsern bösen Zeiten zu tadeln haben.

Nach allen diesen Betrachtungen, trete ich auf die Seite des großen Pope, *) der, so krumm und mißgeschaffen er immer war, doch aus der Fülle seines Herzens behauptete: Alles ist gut — gut, wenn es nicht besser seyn kann. Eben diesen Satz hatte ein schweizerischer Prediger auf seiner Kanzel der christlichen Gemeinde empfohlen. Ein bucklichter Mensch, der die Predigt gehört hatte, erwar-

*) In seinem Versuch vom Menschen.

wartete den Pastor an der Thüre der Kirche: „Mein Herr! alles soll gut seyn? Sehen sie einmal, wie ich bin.“ — „Für einen Bucklichten seyd ihr gut genug“ sagte der Pastor, und gieng seinen Weg.

Daß man mir nicht etwan die Zeiten der Griechen und Römer, der alten Deutschen, der Barden, Druiden und Skalden zum Beyspiele einer größern Glückseligkeit, als die unsrige ist, darbringe! Homer gieng betteln, und sang, trotz einem Prager Studenten, vor den Thüren. Sokrates trank republikanisches Gift; Miltiades, Themistokles, Alcibiades und andere Helden wurden für ihre Wunden durch den Pöbelspruch des Ostracismus belohnt, und unter dem schönsten Himmel, der sich irgend über ein sublunarisches Haus ausgespannt hat, mußte man ein sehr kleiner Geist seyn, um gute Zeiten zu haben. Rom war von jeher der Schauplatz, auf welchem die Cabale ihre blutigen Rollen spielte. Es belohnte seine ersten Feldherren mit Undank, und rufte sie aus ihrem Pathmos nur zuweilen, wie den Camillus, aus Noth zurück. Es ließ die Zun-

ge seines ersten Redners mit Nadeln durchstechen, und einen Ovid unter Barbaren verweisen, deren bessere Nachkommen ihn jetzt mit seinen eigenen Gesängen empfangen würden. Virgil selbst und Horaz krochen, als Clienten, vor ihrem Mäcen, und lobten, um zu leben, beynahe eben so unverschämt, als unsere kleinen Dichter ihre kleinen Mäcene zu loben pflegen. Mord und Blut begeisterte die Sänger unserer deutschen Vorfahren, und selbst das Lied der Skalden tröstete sich, für die Unbequemlichkeiten der Zeit und für den beschwornen Todesbund, mit der Hofnung eines bessern Lebens:

Beglückt, beglückt, dreymal beglückt,
Wen Hiorthrimul *) angeblickt,
Beglückt, beglückt, beglückt,
Wer in die Freuden der Götter entrückt,
Am Busen seines Freundes stirbt!

Ihm

*) Dieser Name und die folgenden sind Benennungen alter Nordischer Götter, die vielleicht unsere Leser eben so wenig verstehen werden, als sie der Verfasser des Gedichts eines Skalden verstanden hat.

Ihm reichen Rist
Und Stogula und Mist
Und Hilda und Hertruda
Und Hlokk und Herfriudr
Gaul, Geila, Radgrida,
Hod, Reginleif, Ranfrida,
Und alle Valkyriur in Valholl
Einherium Ol.

Wir sehen, daß die Welt immer dieselbige bleibt, und daß es für uns überhaupt niemals schlechte Zeiten geben kan, weil das, was wir Unglück nennen, gewissermassen an die Vorzüge der Menschheit so nothwendig angeknüpft ist, daß wir jenes erdulden müssen, um diese bestmöglichst zu brauchen.

Sind ja schlechte Zeiten; so sind sie es für einzelne Länder, für einzelne Stände, für einzelne Personen, und dann sind entweder die Länder, die Stände und die Personen selbst Schuld daran, oder es waren

der Vorsehung schlechte Zeiten im Detail nöthig, um gute Zeiten für das Ganze hervorzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.*)

Der Hamster**)

Eine Fabel.

Vor zweytausend Jahren beklagten sich die Hamster in Deutschland über die Härte des Bodens, die sie verhinderte, ihre unterirdischen

*) Der Einsiedler bittet seine Leser, über diese Abhandlung von den schlechten Zeiten nicht eher zu urtheilen, als bis sie das Ende gelesen haben, welches das eigene System des Verfassers enthält.

**) Der Hamster ist ein Thier, welches fast bloß in Deutschland und in der Schweiz einheimisch ist. Es magazinirt unter der Erde, und sammelt alle die dit Früchte, die man in den Scheuern zu sammeln pflegt. Die Landleute verfolgen ihren Feind, und plündern, wenn sie können, seine Magazine. Der Ritter Linnæus schrieb vor einigen Jahren an einen deutschen Botanicus, welcher kein Latein verstand, und

schen Wohnungen zu bauen, über die Wälder, über die Sümpfe, über die unbepflügten Heiden und über den Mangel der Nahrung.

Jetzt, da der Boden weich und urbar ist, da die Wälder, bis zum Erfrieren der Menschen ausgerottet, und die Sümpfe in festes Land verwandelt sind, da überall Korn und Weizen wächst; jetzt beklagen sich die Nachkommen der alten Hamster über die Landleute des achtzehnden Jahrhunderts, die zuweilen unter hundert Hamstern Einen ausgraben, um sein Magazin zu plündern. Es sind schlechte Zeiten!

Jo-

und bat ihn um ein Skelet animalis cujusdam in Germania Hamster dictum. Dieser ließ sich den Brief erklären, schickte dem Ritter das Skelet, und rühmte sich hernach, er habe dem Ritter Linné einen Hamster dictum schicken müssen

Johann Georg Zimmermann.

Von der Einsamkeit, 1773.

Der Einsiedler hält es für seine Pflicht, seinen Lesern vortrefliche Bücher anzupreisen. Herr Zimmermann, der selbst ein Hypochondrist ist, und die Einsamkeit liebt, hat von der Einsamkeit so gut geschrieben, daß ich beynahe in die Versuchung gerathe, sein kleines Buch ganz abzuschreiben. Es ist voll von wahrer Philosophie, und der körnigte nachdrückliche Styl des Werks vom Nationalstolze scheint in diesem neuen Zimmermannischen Werke an Vollkommenheit zugenommen zu haben. Der Einsiedler wird vielleicht in einigen folgenden Stücken mit Herrn Zimmermann über einige Punkte, die Einsamkeit betreffend, auf gut sokratisch sich unterreden.

Der Einsiedler.

Drittes Stück.

Forsetzung über die schlechten Zeiten.

Oft versiehet man unter der guten Zeit die Wohlfeilheit der menschlichen Bedürfnisse, und unter der schlimmen Zeit den Mangel, oder die Theurung.

Ich finde hier Anlaß über einen wichtigen Gegenstand der Policey zu philosophiren, und bitte diejenigen Leser, die gerne von dem Einsiedler auf eine lustige Art unterhalten seyn möchten, ihm eine ernsthafte und seinem Stande angemessene Ausschweifung zu verzeihen.

Es giebt einen zweenfachen Reichthum: einen wahren und einen eingebildeten; jener

ist die Grundfeste des letztern, und dieser seiner Natur nach, nichts, als ein Zeichen des erstern. Jener bestehet aus den vorräthigen Gegenständen unserer Bedürfnisse, nebst den natürlichen Mitteln solche zu erhalten; dieser aber aus willkührlichen Zeichen, mittelst welcher man jene Gegenstände, so oft man ihrer bedarf, erlangen kan. So vielerley daher es menschliche Bedürfnisse giebt, so vielfältig sind die Gattungen des reellen Reichthums. Die Bedürfnisse der Noth, als da sind: Speise, Trank, Kleider, Werkzeuge, Wohnung und dergleichen, stehen billig oben an. Die Bedürfnisse des Wohlstandes nach den Verhältnissen der Zeit, des Orts und der Personen, nehmen den zweeten Rang ein; und diejenigen des Luxus den dritten. In welcher Beziehung der einzelne Mensch oder der ganze Staat einen Ueberfluß an den Gegenständen dieser Bedürfnisse hat, in dieser Beziehung ist er auf eine würkliche Art reich. Wir wollen hieraus schliessen, daß die allerreelleste und allgemeinste Art des Reichthums nach unsern dermaligen Bedürfnissen das Getraide ist, nebst denjenigen Nothwendigkeiten, die solchem in Ansehung des Gebrauchs

brauchs gleich zu achten sind. Das Geld, als Geld betrachtet, hat nur einen eingebildeten Werth, ist nur ein Vehiculum zur Bequemlichkeit des Handels, wodurch man das Nothwendige gegen das Ueberflüssige eintauscht, ist blos ein Zeichen, welches würkliche Reichthümer bedeuten soll. Gold und Silber in einem Lande, wo Muscheln Geld sind, oder an einem andern, wo es an Waizen fehlet, und man solchen auf keine Weise herschaffen kan, sind das, was eine Sprache an einem Orte ist, wo man sie nicht versteht: leere Zeichen, welche gegenwärtig keine Bedeutung haben. Das beste Latein gehet unter den Iroquoisen verloren, und das schönste Geld nützt einem Robinson Crusoe auf seiner wüsten Insel weit weniger, als der elendeste Faden, den er eben braucht, um sein Hemd auszubessern. *) Ich habe diese bekannten Wahrheiten nur wiederholen dürfen, um die Subordination festzusetzen, nach welcher die Policey für die Bedürfnisse eines Landes zu sorgen hat.

(* S. L'ordre naturel & essentiel des societes politiques. (par Mr. de la Riviere) chap. 41.

Als der letzte Preußische Krieg angefangen wurde, trug ein einfältiger Bauer in der Lausitz ein großes Stück Brod auf die Seite, und meinte, nun könne er den Krieg ganz bequem mit ansehen. Von der Handlung dieses Blödsinnigen ist einer der wichtigsten Grundsätze der Policey nur durch das Mehr und Weniger unterschieden.

Die Policey muß zuerst und vor allen Dingen sorgen, daß die Bürger zu essen haben, und dieser Vorsorge sind die andern für die Objekte des Wohlstandes, des Luxus und für den angebildeten Reichthum zu subordiniren.

Die Mittel, den ersten Theil dieses Gesetzes zu befolgen, werden gefunden, wenn man die möglichen Ursachen erforschet, wodurch ein Mangel der Nahrung entstehen kan, nebst den Methoden, diese Ursachen aufs leichteste zu entwerfen.

Der Abgang der Lebensmittel, wodurch die Theurungen entstehen (es sind Worte eines bekannten Schriftstellers) hat seinen

Grund

Grund entweder in dem undankbaren Boden eines Landes, oder in einem Fehler der Landeskultur; oder in einem Mißwachse und andern über eine größere Strecke sich ausbreitenden Unglücksfällen; oder endlich in einer durch die Verkäufer veranlaßten Seltenheit der genußbaren Waaren, wodurch ihr Preiß auf eine gewisse unebenmäßige Höhe steiget.

Vielleicht, vielleicht auch nicht, wird man sich wundern, daß hier eine Ursache des Nahrungsmangels, oder der theuren bösen Zeit, ganz mit Stillschweigen übergangen ist, die von gewissen Leuten, wo nicht für die einzige, doch für die vornehmste angegeben wird. Die Theurung ist, was Krieg und Pestilenz sind, eine Strafe Gottes und ein Gericht desselben, über ein sündiges Land. Schon die Griechen und Römer waren dieser Meinung. Als Atreus seinen Bruder Thyestes durch den Greuel einer entsetzlichen Handlung aus dem Lande gescheuchet hatte, entstand eine unerhörte Theurung zu Mycene, die, nach dem Winke des Orackels, nur durch die Aussöhnung der beyden Brüder gehoben werden konnte.

Die Praxis aller Nationen, selbst derer, die wir gewohnt sind, Barbaren zu schelten, spricht für diese Meinung, und ich bin weit entfernet, die Wahrheit derselben auch nur von ferne zu bezweifeln. Allein dabey stehen zu bleiben, ohne die natürlichen Mittelursachen auszuspüren, deren sich die Vorsicht bedienet, ihre Absichten auszuführen: dies ist die Philosophie der Faulen. Wir brauchen mehrere Domestische Ursachen; und solche hat der angeführte Verfasser angeben wollen.

Die erste Ursache der Theurung wäre der undankbare Boden eines Landes?

Ich glaube dieses nicht, und behaupte vielmehr, daß ein jeder beträchtlicher Nahrungsmangel, wenn wir bis auf den letzten Grund zurückgehen, in den Handlungen oder Unterlassungen der Menschen selbst gegründet sey. Denn erstlich giebt es kein Land, dessen Boden an und für sich undankbar wäre, das ist, auf keine Weise urbar gemacht werden könnte. Der Fleiß der Menschen bringt Dinge hervor, die so lange unglaublich

ſcheinen, als wir ſie nicht in der Erfahrung wahrnehmen, und die doch in der Folge, nach der Art des Columbiſchen Eyes auch der mittelmäſſigſte Kopf nachzuwürken im Stande iſt. Die Induſtrie kämpft mit dem Boden des Landes, ſo gut als mit dem Clima ſelbſt, und verändert das letzte durch die Veränderung des erſten. *) Das ehemals rauhe Deutſchland ſcheinet jetzt an vielen Orten ein Garten zu ſeyn, da hingegen das Land der Verheißung und die berühmteſten Gegenden Griechenlandes und Italiens **) jetzt Länder der Unfruchtbarkeit ſind.

Daß man mir nicht etwa die ſogenannte wilde Erde, die Flugerde, die unwirthbaren Felſen, und die moraſtigen Gegenden vorwerfe, wo der Pflüger entweder umſonſt arbeite, oder zu arbeiten nicht einmal im Stande ſey! Auch die wildeſte Erde muß wie das wildeſte Thier, von Menſchen Händen

*) Recherches Philoſophiques ſur l'Amerique.

**) Sere d'inverno oſia, Dialoghi ſopra il miglioramento dell'Economia ruſtica.

sich bändigen lassen *). Die Flugerde läßt sich binden, die sprödeste Leede wird urbar gemacht **), der härteste Felß nimmt eine fruchttragende Decke an, und der grundloseste Morast einen festen und ergiebigen Rücken ***). Was war das nordliche Amerika? Was ist bereits an vielen Orten durch fleissige Bearbeitung geworden? und was wird es vielleicht noch, besonders unter den arbeitsamen Fäusten der englischen Quäcker und der deutschen Herrnhüter werden? Ich schliesse hieraus, daß kein Boden von einigem Umfange ganz undankbar zu nennen, und daß alle Unfruchtbarkeit nur Beziehungsweise zu verstehen sey: dieses Land trägt weniger oder mit mehrerer Mühe, als ein anderes; oder es trägt einige Arten von Nahrungs-

*) S. Herzogs, Neumanns und Hofmanns hievon gewechselte Streitschriften, dergleichen die Abhandlung des Herrn Eilers für Fertilité de la terre in den Memoires de l'Academie de Berlin.

**) S. die Schriften der Herrn Turbilly, Pichon, v. Griesheim, u. a. m.

***) S. die Leipzigischen ökonomischen Sammlungen.

rungsmitteln nicht, die an andern Orten häufig gefunden werden. Doch auch in dem letzten Falle hat die gütige Mutter Natur für ihren oft unartigen Sohn geſorget. Sie — giebt dem Eingebohrnen des Landes grade diejenige Leibesbeſchaffenheit, welche ſich für ſein Clima ſchicket; dem Grönländer einen Magen, der faule Fiſche verträgt, ſo wie einem jeden andern Landmanne die Gabe, entweder mit wenigen, oder doch mit dem Ueberfluße desjenigen zufrieden zu ſeyn, was ſein Boden und das Waſſer, welches dieſen anſpület, ihm liefern.

Geſetzt aber ſogar den Fall, den ich nicht für wirklich halte, der Fluch der Natur ruhete ſo ſchwer auf einem Lande, daß ſolches weder für ſich irgend eine Nahrungsbedürfniß hervorbrächte, noch auf irgend eine Art urbar gemacht werden könnte; ſo würde auch in dieſem Falle der Fleiß der Menſchen das jenige erſetzen können, was die ſtiefmütterliche Natur ihnen verweigert hätte. Der Geiſt der Handlung und der Manufakturen würde das Land beleben, und andere Nationen könnten gezwungen werden, mit ihrem Ueberfluße

denenjenigen zu dienen, die durch ihren Fleiß Meister geworden, da sie ohne Fleiß und Klugheit expatriiren, oder Diener seyn müßten.

Die zwote Ursache aus welcher Mangel der Nahrung, Theurung und böse Zeit entstehet, liegt in einem Fehler der Landeskultur. Seit der Zeit, wo

— Fruges tellus inarata ferebat
Nec renovatus ager gravidis canebat aristis.

Desgleichen seit der glücklichen Periode, da die Fee Benigna noch unter den Menschen wandelte und ihnen die Tafel deckte, so oft es nöthig war, seit dieser Zeit die schon vor einigen Jahren verflossen ist, kostet es Stunden und Schweiß, um der Erde das abzuzwingen, was sie uns nicht mehr umsonst auftischen will.

Was auch einige bequeme Herren und Herrinnen, die Brod, Braten und Confekt am liebsten von den Bäumen brechen möchten, dagegen einzuwenden pflegen, so kann man doch leicht erweisen, daß die Nothwendigkeit, in welcher wir uns befinden, fleißig zu seyn, eher eine Wohlthat, als eine Last für das menschliche Geschlecht ist. Die Banden der

Gesellschaft würden zerreissen *), oder nur noch durch einen einzigen ziemlich transitorischen Sinn, welcher unter den gewöhnlichen fünfen nicht begriffen ist, zusammengehalten werden, die Vernunft mit der Aufmerksamkeit Brache liegen, und unser ganzes Glück eine thierische Indolenz seyn, wenn nicht alle Thätigkeiten des Menschen aufgeboten würden, durch den Zwang thätig zu seyn, den ihm seine Bedürfniße auflegen.

Setzen wir einen nackenden Menschen allein auf irgend einen Theil des Erdboden, so ist vermuthlich der Hunger eine seiner ersten Empfindungen; er sucht also Speise, und die gewöhnlichste Speise ist Brod. „ Brod (sagt der ironische Dechant Swift) „ ist der Stab des Lebens. Brod enthält inclusive die Quintessenz von Rindfleisch, Kalbfleisch, Wildprät, Rebhünern, Tarten, und Eyerkuchen" u. s. w. Er baue also das Land, und esse sein Brod in seinem Schweiße

*) Theorie des loix civiles T. I. p. 215. Der Verfasser scheint zwar S. 251. sich zu widersprechen; allein er scheint es auch nur. S. Seite 266.

Schweiße! Was einen eenzeln Menschen wiederfährt, der es unterläßt, für diesen ersten Unterhalt zu sorgen, das ist das Schicksal einer ganzen Nation, die auf diesen ersten Reichthum ihres Landes nicht genug bedacht ist, und die Kultur ihres Bodens versäumt, durch welche jener Reichthum erworben wird. Sie darbet, und wenn gleich der Mangel der Nahrung noch eine Zeitlang durch allerley Palliativmittel am Ausbruche gehindert wird, so ist doch die politische Krankheit im Innern gewiß schon vorhanden, und desto gefährlicher, je länger sie im Dunkeln schleicht, und je später die Symptomata ausbrechen. Die hellesten Nationen von China bis nach England, halten den Ackerbau für die erste Quelle des politischen Wohlstandes und befinden sich wohl dabey, anstatt daß der Flor solcher Völker, die durch andere Mittel, durch Waffen zum Beyspiel, schnell reich und mächtig geworden sind, zu keiner dauerhaften Gattung gehöret *). Die Colberte, die Münchhausen, die Waitze, die Reinharte werden

wer-

*) S. Versuche über wichtige Gegenstände der Moral und Politik (von Herrn Schmid von Aran.)

werden wegen der Vortheile welche der Ackerbau ihnen zu danken hat, von mehrern Ländern und Menschen und länger gesegnet werden, als der, welcher die erste Gallon voll Goldes nach Europa geführet hat. Wer denkt hierbey nicht an die Säule des Pflügers? —

Die Fehler in der Landeskultur sind von verschiedener Art. Einige, besonders die wilden Nationen vernachläßigen den Ackerbau gänzlich, und leben, weil es ihnen bequem dünkt, von Kräutern, Wurzeln, Baumfrüchten, von Jagd und Fischerey. Diese Lebensart ist die geschickteste, ein Volk in der Wildheit zu erhalten, denn man kan gewissermaßen vom Ackerbau im Gegensatze mit der Jagd eben das sagen, was der Dichter von den freyen Künsten gesungen hat: emollit mores, nec sinit esse feros. Andre bebauen zwar ihr Land, allein nur zur höchsten Noth, ohne Eifer und Nacheifer; man findet bey ihnen große öde Striche, sie erzielen, fast im eigentlichen Verstande, nur ihr tägliches Brod aus der Hand in dem Mund, ohne auf Vorrath zu denken, oder das Getreide als einen Gegenstand der Handlung zu betrachten. Ein einziger un-

vorgesehener Fall, ein einziger Mißwachs setzt eine solche Nation in die betrübtesten Umstände: sie rächt sich dafür an ihren Squillaces; aber an ihrer eigenen Trägheit sollte sie sich rächen. An noch andern Orten (wie zum Beyspiel in vielen Gegenden unsers Vaterlandes) ist man emsiger; man bearbeitet Land, so viel und sehr man kan — allein sehr oft ohne Grundsätze nach alt hergebrachten ungeschickten Methoden, und gewinnt dabey nichts als das Lob eines unfruchtbaren Fleißes. Ein Landmann, welcher itzt zehen Hussen Landes bearbeitet, würde von fünfen vielleicht einen größern Vortheil ziehen, wenn er in diesen fünfen nebst einer vernünftigen Methode seinen ganzen Fleiß und alle Kräfte seiner mitarbeitenden Thiere vereinigte.

Unter den Ursachen und Quellen der Fehler in der Landeskultur, stehet die Unwissenheit, so wie sie fast überall die ersten Stellen behauptet, billig oben an, und die Vorurtheile (besonders desjenigen des Herkommens) stammen von ihr in grader Linie ab. Von allen Künsten und Wissenschaften ist bisher der Aker-

bau faſt die einzige geweſen, die man nicht öffentlich gelehret hat, und gleichwohl iſt ſie doch wenigſtens eben ſo ſchwer und einigermaſſen wichtiger als die Kunſt des Sieur Beaumont einen ſchönen Herrn aus ſchlechten Haaren zu machen, wichtiger als alle Köpfzierden in der Encyclopedie Carcalliere, ſelbſt als die kunſtreichen Kunſtſtücke, die der Herr von Philadelphia dem Großſultan zu zeigen die Ehre gehabt hat. Der Unterricht unſers Landmanns iſt äuſſerſt elend; ein jeder bleibt alſo, weil er es nicht beſſer weiß, bey dem wohlhergebrachten Schlendrian der grosväterlichen Methode, er ackert, düngt und ſäet, was wie und ſo oft ſeine Vorfahren geackert, gedüngt und geſäet haben, ohne auch nur von fern her daran zu denken, ob nicht hier und da noch eine Verbeſſerung ſeiner Arbeiten, oder ſeines Bodens möglich ſey. Alle Neuerungen ſind ihm verhaßt, und es fället ſchwer, ihn zu einer derſelben zu bewegen, geſezt auch, daß man ihm den Nutzen derſelben mathematiſch vor das Geſicht hinlegen könnte. Diejenigen, welche über den Landmann entweder zu nächſt zu gebieten oder ihn zu belehren haben ſind gröſtentheils weit entfernt, ſich um die Ver-

beſſerung der Agricultur zu bekümern. Die Einen begnügen ſich, ihre Abgaben, Sportuln oder Strafgelder einzutreiben, und die andern bedienen ſich hier am allerſten eines Sprichworts, welches ſie in andern Fällen nicht gern in Ausübung bringen: was deines Amts nicht iſt, da laß deinen Fürwitz. Es bleibt alſo immer bey den vorigen, der Akermann ſchlendert den alten Gang fort; er geht unmerkbar ſogar zurück; denn hier iſt der Ort, wo man ſagen kan, wer nicht vor ſich gehet der gehet hinter ſich; wer nicht wächſet der nimmt ab.

Bey rohen Nationen würket beſonders der Trieb der Bequemlichkeit, der bey den Menſchen etwa das iſt, was die vis inertiæ bey den Körpern. So unſere deutſche Vorfahren: Arva per annos mutant, & ſupereſt ager: nec enim cum vbertate & amplitudine ſoli labore contendunt, vt pomeria conſerant & prata ſeparent & hortos rigent: ſola terræ ſeges imperatur. *)

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Tacitus de moribus Germanorum C. 26.

Der Einsiedler.

Viertes Stück.

Forsetzung über die schlechten Zeiten.

Der rohe Mensch lebt bloß für den heutigen Tag, wie seine Verwandten die Thieren. Bloß seine gegenwärtige Erhaltung ist ihm angelegen; die Triebfeder des plus ultra würkt bey ihm schwach, und äussert sich nur, wenn er ganz in der Nähe ein Mittel erblickt, seine Erhaltung mit geringerer Mühe und gröſserer Bequemlichkeit zu haben. Dieser Charakter unbebauter Nationen ist fast die einzige Ursache der ehemaligen Völkerwanderungen. Man ward es müde, von seiner Arbeit zu leben; man wünschte sich die glücklichen Tage der Trägheit; gern wollte man ohne Mühe essen, und dann schlafen; man hörte durch den Ruf allerley Schönes

von entfernten fruchtbaren Gegenden erzehlen, wo die Erde ihren Schooß freywillig öffnete, ihre Kinder zu füttern. Schnell ward der Schluß gefaßet, eine kleine und kurze Mühe anzuwenden, um die größere und längere zu ersparen; das mütterliche Land ward mit Undank verlassen, und ein anders gesucht, welches oft schlechter war als jenes. Die Vergleichung solcher Menschen mit den Störchen und andern wandernden Vögeln kan nur zum Vortheile der Letztern ausfallen; denn diese wandern, weil sie außer Stand sind, durch ihren Fleiß sich dasjenige zu verschaffen, was ihnen die veränderte Jahrszeit verweigert, Würme und Nahrung; jene hingegen, weil sie nicht wollen, ob sie schon könnten. Menschen solcher Art müssen einem Misanthropen verächtlich scheinen, gegen den Hamster, die Ameise, die Biene, den Biber, animalia provida futuri, die für ihren Winter selbst sorgen, und nicht nöthig haben, ihre Nebenthier, aus ihren Wohnungen zu treiben, um das aufzuzehren, was diese gesammelt haben.

Aeußerliche Veranlassungen tragen nicht minder das ihrige zu den Fehlern der Landeskultur bey. Die anscheinende Unfruchtbarkeit des Bodens schreckt oft den Bewohner ab, ihn zu bearbeiten, und giebt ihm Bewegungsgründe, andern Erwerbmitteln nachzugehen. In einer benachbarten Provinz ist eine ganze Kette von Bergen, die größtentheils kahl sind. Ich fragte einige Einwohner, warum man sie nicht mit Holz bepflanzte, oder besäete? die Antwort war: sie tragen es nicht; und gleichwohl tragen es einige unter ihnen, deren Boden von dem Boden der übrigen keineswegs verschieden ist.

Aber auch selbst die Fruchtbarkeit des Bodens verhindert oft die höchstmögliche Kultur, weil die Bewohner durch die allzumilden Geschenke der wohlthätigen Erde leicht faul und träge werden. Wenn der Landmann durch wenige Arbeit viele Früchte gewinnen kann, so widmet er den übrigen Theil seiner Zeit dem Müßiggange, vielleicht gar den Luxus; diese Gewohnheit wurzelt immer mehr ein, wird zur andern Natur, und nach Jahrhunderten erblicket man die

betrübten Folgen davon. Das fruchtbarste Land kan auf diese Art unfruchtbar werden, wovon Spanien zum Beweise dient. Faulheit und Stolz haben nach und nach aus den herrlichsten Gegenden dieses Königreichs Wüsteneyen gemacht. Und noch gegenwärtig hungert der spanische Bauer weit lieber, mit Mantel und Degen geziert, als daß er eine so niedrige Arbeit, wofür er den Feldbau hält, fleißig abwarten sollte.

Furfureo cum pane domi vescatur egenus;
Sordeat & vacua semper inopsque casa.
Non artem exercet, non terram sulcat aratro,
Accinctus gladio nobilis esse studet
Hinc inculta jacent camporum millia passim
Atque deest vastis gravis arator agris. *)

Ueber-

*) Tejens Statistik — — S. 228. und Kiliani usus de nationibus in arcanis Dominationis Hispaniæ

p.

Ueberhaupt erkaltet der Eifer für den Ackerbau, sobald die Bewohner eines Landes andere ihrer Meinung nach leichtere und ihrem Vorurtheil nach ehrenvollere Hülfsmittel vor sich sehen, zu leben und reich zu werden.

Sehr leicht ist es, und die Beyspiele fehlen nicht, daß handlende Nationen selbst durch den Flor ihrer Handlung von der Betreibung der Agrikultur nach und nach abgezogen werden: vielleicht daß sich ihr äußerlicher Glanz dadurch auf eine Zeitlang vermehrte, aber die Nerven, die Muskeln wurden geschwächt, und die ungeheureste Maschine erlag endlich unter ihrer eigenen Größe.

Eben so sind Goldländer selten Kornländer; nicht als ob da wo Gold wächst, kein Korn wachsen könnte, sondern weil sich die Einwohner nicht bemühen dieses zu bauen, da sie es für jenes kaufen können.

p. 205. Letzteres ist ein Buch worinnen sich alle unsere heutige seynwollende Menschenkenner und Weltkenner fleißig bespiegeln sollten.

Die betrübten Folgen dieser Improvidenz haben wir in unseren Tagen gesehen. Riviere hat Recht zu behaupten, daß eine Nation sehr arm ist, wenn sie nichts als Gold zu verkaufen hat. Im Lande Eldorado gab es zum Glück noch gute feiste goldtragende Hammel, und es giebt Fälle, wo das Fleisch eines solchen Hammels mehr werth ist, als sein Gold. Wir können im Allgemeinen sagen, daß das, was man insgemein Reichthum nennet, leicht Folgen nach sich ziehet, die dem Ackerbau und der Kultur des Landes nachtheilig sind. Der Reichthum zeuget den Luxus, der Luxus ist der Vater der Weichlichkeit, und diese die Mutter der Indolenz.

So lange Athen noch nicht voll von persischen Schätzen war, so lang war es wirklich reich, das heist mächtig durch arbeitsame Bürger, durch tapfere Männer, und durch Vorrath, wovon beyde mäßig leben konnten; der eingebildete Reichthum verdrängte den wirklichen, und Athen bog den geschwächten Nacken unter das Joch seiner Goldärmern Bezwinger; Nichts ist hieraus leichter zu erklären, als das große platonische Jahr der

Na-

Nationen, das heiſt, die ſtäten Revolutionen, und der ſucceßive Aufgang eines Volkes aus ſeiner Armuth und Schwäche zum größten Reichthum und zur höchſten Macht, ſo wie der Niedergang deſſelben, der ſich anhebt, ſobald es die höchſte Stuffe erreicht hat. Wenigſtens iſt die Hypotheſe nicht ungereimt, daß eine jede Nation, izt in Anſehung ihrer Zunahme oder Abnahme, auf einem Punkte ſtehet, wo ſie ehemals ſchon geweſen iſt, und nach einer ungeheuren Menge von Jahren wiederum ſeyn wird.

Der Mangel an Population iſt gleichfalls ein Grund von den Fehlern der Landeskultur, obgleich die letztern eben ſo gut eine Urſache des erſten ſeyn können; dieſes, weil ſodann die größte Population in jeſt Städten iſt, wo die Mortalität größer und die Vermehrung geringer iſt, als auf dem platten Lande. Jenes aber, weil, wenn das Uebermaaß der Verhältniß zwiſchen dem Lande und der Einwohner auf Seiten des Landes iſt, dieſes von den wenigeren Händen entweder in der Quantität, oder in der Qualität, oder in beyden nicht gehörig be-

bauet werden kann. Man könnte sagen: wenige Mäuler brauchten wenig Brod, und folglich, dafern nur die Beziehung zwischen den Mäulern, und dem gebauten Brode richtig bliebe, so könne der Mangel an Population keinen Fehler in der Landeskultur erzeugen. Ich will diesen Einwurf sodann beantworten, wenn mir irgend jemand wird gezeiget haben, daß ein Staat könne blühend und gegen andere mächtig seyn, ohne eine gegen die Größe des Territorii proportionirte Anzahl von einheimischen Bewohnern zu haben. Die Nahrung und die Mägen die ernähret werden, verhalten sich aber so gegeneinander, daß, wo jene ist, diese gewiß auch sind, oder mit nächsten sich einfinden werden.

Es giebt noch allerley locale Umstände, die an diesem oder jenen Orte die Aufnahme der Landeskultur verhindern können. Hierher gehöret die Leibeigenschaft der Bauern und das alleinige Eigenthum der Edelleute, und Gutsinhaber. Niemand ist in einem hohen Grade fleißig, der mit seinem Fleiße bloß einen andern um Brod dienen muß, und

er sey fleißig oder nicht, in dem einen Fall nicht mehr und nicht weniger Brod empfängt, als in den andern. Das vortrefliche Beyspiel, welches man in Dänemark gegeben hat, die eigenen Leute zu befreyen, und ihnen Aecker gegen gewisse Abgaben zum Besitz auszutheilen, ist eben so nachahmungswerth, als die Hindernisse allgemein seyn werden, welche dieses heilsame Institut von Seiten der Herren der Güter gefunden hat.

Ueberhaupt kan die Unterdruckung, Herabsetzung und Verachtung des Bauernstandes, die so gewöhnlich ist, unmöglich zum Vortheile der Agrikultur gereichen. Die Folgen davon sind, daß nicht leicht ein Bürger aus der Stadt auf das Land ziehet, um ein Bauer zu werden, wohl aber der Bauer, sobald er etwas erworben hat, eine Stadtwirthschaft anhebt, oder seine Tochter an einen armen Dikasterianten verheurathet, oder seinem Sohne ein städtisches Etablissement verschaffet, oder ihn gar studiren läßt, um künftig bey Erblickung eines Haarbeutels ohne Kopf, oder eines Kopfs ohne Verstand sagen zu können: dies ist mein Sohn. Hier-

durch wird nothwendig die Zahl der Landbauern verhältnißmäßig verringert, und wer dadurch leidet, das ist die Agrikultur.

Die Verachtung des Bauernstandes scheint aus den uralten Zeiten herzurühren, wo man die Sklaven zu solchen Beschäftigungen gebraucht. Man weis die Gesinnungen der Spartaner, welche den Ackerbau samt allen Handwerkern als eine niederträchtige Arbeit betrachteten. *) Ganz anders dachte Xenophon. **) Ganz anders Hesiodus, ***) ganz anders dachten die Römer, bey welchen oft der Held, oder der Staatsmann den Pflug nur verließ, um das Consulat, oder die Diktatur zu übernehmen.

Die vielen Feldgüter welche von gewißen Gesellschaften besessen werden, wären gleichfalls besser als gegenwärtig zu benutzen.

Denn

*) Ælianus Var. hist. L. VI. cap. 6.

**) In Oeconomico.

***) Ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος. Keine Arbeit ist Schande.

Denn erstlich werden sie insgemein am schlechtesten bearbeitet, und es ist unsern Ackerverständigen sehr geläufig, bey Erblickung eines schlecht angebauten Feldes zu urtheilen, daß es einer solchen Gesellschaft zugehören müsse. Zweytens würde eine große Menge lediger Landleute leben, sich verheurathen, und dem Staate Kinder zeugen können, wenn dergleichen Güter auf eine regelmäßige Art vertheilet würden; und endlich würden die Mitglieder der berührten Gesellschaften hierbey nichts verliehren. Der Erbpacht, der ihnen bey der Vertheilung zuerkannt wurde, entschädigte sie vollkommen in Ansehung des Zeitlichen; hiernächst würden sie nicht mehr durch ökonomische Sorgen zerstreuet, und könnten sich einzig dem erhabenen Geschäfte widmen, weswegen sie auf Kosten des Publici unterhalten werden. Von den Gemeinweiden, und Triften, und Koppelwiesen kan etwas ähnliches gesagt werden.

Die dritte Ursache, woher ein Mangel der Nahrung entstehet, findet der obenangeführte Verfasser in einem Mißwachs oder

an-

andern über eine größere Strecke sich ausbreitenden Unglücksfällen. Ist der Mißwachs in einen Versehen des Landmanns gegründet, hat dieser etwa nach alten Kalenderregeln zur unrechten Zeit gesäet, oder gepflüget, hat man nach alter Weise eine gewisse Art des Getreides in einen unschicklichen Boden gebracht, so gehöret der Mißwachs, welcher ohnehin in diesem Falle nie allgemein seyn wird, zu dem vorigen Artickel von den Fehlern der Landeskultur.

Gesetzt hingegen daß durch außerordentliche Ursachen, durch Ueberschwemmung, Hagel, anhaltenden Regen, oder Dürre, Krieg, Brand, Pest, Heuschrecken, Würmer, entweder den Anbau des Getreides verhindert, oder das Gewächse auf dem Acker zernichtet, oder selbst das Eingebrachte in den Scheuern und auf den Böden verzehret würde, so werden wir bald in der Folge die Veranstaltungen finden, die zu treffen sind, um der daher zu besorgenden Noth vorzubeugen, oder sie wenigstens zu mildern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der

Der Philoſoph und die Frösche.

Still mit dem tödtenden Gewäſche!
Sprach einſt zur Fakultät der Frösche
Ein philoſophiſcher Dekan,
Was wollt ihr denn mit eurem Quacken
ſagen?
Gemach, mein Herr! wie können ſie auch
fragen?
Hub der Dekan der Quäcker an:
Das was ſo mancher großer Mann
Mit Mantel, Bart, Birét und Kragen,
Und weisheitsvollem Angeſicht
Bey ihnen vom Katheder ſpricht,
Das wollen wir mit unſerm Quacken ſagen.

Der Eremit.

Genährt nach altem Brauch, mit Stolz und Eitelkeit,
Genoß ein Eremit im ruhigen Besitze
Von Atlas himmelhoher Spitze
Das Glück der Selbstzufriedenheit.
Er glaubte, daß die Menschlichkeit
In ihm allein und bey ihm residire,
Und außer ihm der ganzen Unterwelt,
Vielleicht auch gar dem weiten Sternenfeld,
Kein Hospodar und Woiwod präsidire.
Denn, außer einer alten Frau,
Die, als sie jünger war, um sich und ihn der Schau
Der bösen Welt, und ihrem bösen Sagen
So züchtiglich, als möglich, zu entziehn.
In diese Wüsteney ihn heimlich hingetragen,
Kannt er kein Menschenkind, und kein Kind Adams ihn.

Nun trugs sich zu, daß einst den steilesten der Wege
Ein kühner Wanderer zu Atlas Spitze nahm. —
Und dann — wißt ihr, wohin er kam? —
Dem Eremiten ins Gehege.
Der Eremit erstaunt, und spricht:
Was muß ich für ein Angesicht,
Das meinem gleicht, was für ein Wunder sehen?
Wie? repliciert der Pilgrim, oder wann?
Ihr seht ja nichts als einen Mann,
Euch ähnlicher als einem Pavian.
Und solche könnet ihr, sogar von diesen Höhen,
So viel ihr wollt, schaut nur hinunter, sehen.
Wie? Menschen außer mir?
Und die so groß, als ich und ihr?
Das was ich allenfalls von dieser meiner Höhe,
Schau ich hinab, im tiefen Thale sehe,
Ist ein Insekt, so wenig mir als euch,
Vielmehr der kleinsten Made gleich.
Kaum kan ich, schau der Herr! hier wo ich eben stehe,
Des Ungeziefers Kleinigkeit,

Und seine kleine Wenigkeit,
Mit diesem meinen Blick erreichen.
„ Um Menschen mit der Menschlichkeit
„ Gerade so wie sie sie zeigen,
„ Zu schauen nach Beliebigkeit,
„ Belieben Eure Herrlichkeit
„ Nur gnädiglich herab zu steigen.

✧ ✧ ✧

Ihr Fürsten! steigt hinab ins Thal von eu-
ren Höhen,
So könnt ihr Menschen, die euch gleich,
So viel ihr immer wollet sehen,
Und eure Menschen sehen euch.

Der Einsiedler.

Fünftes Stück.

Fortsetzung des Vorigen.

Das Getraide ist der Gegenstand einer zwofachen Handlung: der inländischen, weil nicht jeder Bürger Getraide bauet, und die, welche es bauen, dessen insgemein mehr erzielen, als sie selbst nöthig haben; dann der auswärtigen, wiefern eine Nation entweder Ueberfluß, oder Mangel am Getraide hat, und folglich entweder ihren Ueberfluß an andere abgiebt, oder durch den Ueberfluß anderer ihren eigenen Mangel ersetzet.

Unter die Mißbräuche beym inländischen Kornhandel gehört erstlich die so übel berichtigte und bezüchtigte Kornjüderey. Ein Jude im sittlichen und politischen Verstande ist

einerley mit einem Menschen, der bey allen Gelegenheiten aufs Wuchern ausgeht, und sich überall auch auf Unkosten anderer Geldvortheile herbey zu spekuliren bemüht ist. Ein Kornjude ist also ein Mensch, beschnittener oder unbeschnittener Art, der mit Korn und andern nothwendigen Lebensmitteln Wucher treibt — — nicht eben allemal unerlaubten; denn es ist noch eine Frage, ob die Kornjüderey überhaupt etwas schädliches sey? welche Frage zu beantworten, die verschiedene Arten der Kornjuden zu entwickeln sind.

Einige schütten ihr eigenes Getreide, welches sie selbst erbauet haben, auf Haufen, so lange bis die Frucht durch andere Ursachen übermäßig theuer wird; und dann schlagen sie ihren Vorrath los. Diese sind eigentlich nicht strafbar; denn ihr Korn ist ihr Eigenthum, und jedermann darf sein Eigenthum behalten, so lang er will. Wohl aber können sie zu der Zeit der Noth wegen des gemeinsamen öffentlichen Besten gezwungen werden, ihre Böden aufzuthun und ihren Vorrath, sofern sie dessen nicht selbst benö-

thiget

thiget sind, um einen billigen Preiß zu verlassen.

Andere legen ihr eingehendes Geld an, um in wohlfeilen Zeiten Korn zu kaufen, und sobald es theuer wird, es wieder zu verkaufen; bey diesen gilt das Vorige: denn ihr Geld ist ihr Eigenthum.

Ueberhaupt ist bey beyden zu bemerken, daß sie auf keine Weise strafbar sind, wenn sie nur den Wucher nicht zu weit treiben, wenn sie nur nicht ihren Verrath bis zu der höchsten Theurung aufheben; vielmehr sind sie als nützliche Magaziniter für das Publikum zu betrachten, welches, wenn es zu sorglos gewesen ist, um für die Zukunft zu sorgen, in ihren Niederlagen dafür gesorgt findet. *)

Noch andere aber bestreben sich Theurung zu dichten, wo keine ist, zu verursachen daß Theu-

*) S. des Herrn Philippi vertheidigten Kornjuden, eine Schrift die bey vielen paradoxen Sätzen viel Gutes und Nützliches enthält.

rung wird, wo keine war, oder die vorhandene Theurung zu vermehren. Sie kaufen nicht nur auf, sie kaufen vor; Ihre Emissarien durchstreichen das Land, und handeln, oder beschlagen Korn, wo sie nur können. Sie lauren vor den Stadtthoren auf die kommenden Fuhren, oder Marktschiffe, um sie aufzufangen, ehe ihre Ladung an den gewöhnlichen Ort des Verkaufs gebracht werden kan. Sie kabaliren auf dem Kornmarkte, erdichten, was sie für gut finden, bald Theurung, bald künftige Wohlfeilheit, bald Wetterschaden und Mißwachs, bald Aussichten zu einer vortreflichen Ernde, bald fallende, bald steigende Aktien, um die Verkäufer, oder Käufer entweder abschrecken, oder hinweg zu locken. Kurz sie brauchen alle mögliche Kunstgriffe, um den größten Theil des Getreides in ihre Hände zu bringen, sich hiemit ein Monopolium zu erwerben, und folglich den Preiß des Brodes von ihnen selbst abhängig zu machen. Einige unter ihnen schaffen sogar das Getraide aus dem Lande, wenn das Land selbst Noth leidet, oder leiden wird, hinaus, um es theurer absetzen zu können; und diese sind als Feinde, als Hochverräther ihres Vater-

landes

landes anzusehen; und verdienten in dem Mäusethurme zu sitzen, welchen unsere vaterländische Mythologie zur Bestrafung eines Korngeizigen Prälaten erdacht hat.

Dergleichen waren die Dardanarii, Pontapoli, Seplasiarii, Pantametaboli der alten Römer, wider die wir in der justinianischen und andern Rechtsbüchern die schärfesten Gesetze finden.

Billig sollte man die gute Art der Kornaufschütter nicht mit einem verhaften Namen belegen, und mit dem Titel der Kornjuden blos diejenigen beleihen, die wegen ihres unerlaubten und dem Ganzen nachtheiligen Wuchers als Staatsverbrecher betrachtet, und als solche gezüchtiget werden können.

Eine gewisse Art des Vorkaufs die an einigen Orten üblich ist, ist der zweete Mißbrauch beym inländischen Kornhandel. Einige Becker, selbst an verschiedenen Orten die obrigkeitlichen und andere Personen massen sich auf den Marktplätzen dieses Vor-

kaufs an, und behaupten, daß selbst ein von andern schon erhandeltes Getreide ihnen zufallen müße, wofern sie den ausgemachten Preiß dafür erlegen wollten. Man sieht leicht ein, daß der Handwerksmann, der Fabrikant, der Kaufmann, mithin diejenigen, welche zunächst nach den Landbauern die Ernährer des Staats sind, hier allemal nachstehen und Gefahr laufen müßen, bey dem mindesten Anscheine des Kornmangels zu darben, oder einen unersetzlichen Verlust zu leiden. Hierbey ist noch von einer andern Marktgewohnheit zu reden, die nicht viel vernünftiger ist als jene. Ein Landmann nemlich, der eine Ladung Getreide aufführet, verlanget, daß solche ganz und auf einmahl gekauft werde. Er will sie nicht vereinzeln. Der Arme also, dessen ganzes Vermögen in einer Baarschaft für eine Metze Korn bestehet, muß leer wieder heim gehen, wenn er nicht glücksweise einen gleich armen Bauer antrift, der eben eine Metze auf seinen Schultern zum Verkaufe getragen hat. In guten Zeiten, wo an allem Ueberfluß ist, hat man von dieser Gewohnheit nichts Böses zu befürchten. Allein in den Zeiten der Noth

ist sie für den grösten Theil der Esser so unerträglich, als die Noth selbst. Es giebt zwar allerley Krämer, die Mehl in kleinen Portionen verkaufen, und dadurch denen aus der Verlegenheit helfen, die Korn im Ganzen zu kaufen keinen Vorschuß haben. Aber diese Wohlthat für die Armen ist zugleich für dieselbigen eine Last. Denn von diesem Mehle hat der Müller den ersten Vortheil genommen, der Kramer nimmt den zweeten, und folglich bekommt der arme Mann für sein in seinem Schweis erarbeitetes Geld kaum zwey Drittheile von dem, was er auf dem Markte dafür würde gekauft haben. Vielleicht, vielleicht auch nicht, könnten die Mühler, die ohnehin in der Theurung, und durch selbe sich bereichern, von der Polizey angehalten werden, Mehl an die Armen für einen gewissen Mittelpreiß in kleinern Dosen abzulassen.

Der dritte Misbrauch beym inländischen Kornhandel ist der zweckwidrige Gebrauch des Getraides. Zu der Zeit der Wohlfeilkeit verfüttert man oft unnöthiger Weise den Roggen, den man im folgenden Jahre gern wieder zurück hätte. Selbst in der Zeit des

Mangels höret man nicht auf, das Getraide in Dinge zu verwandeln, die entbehrlicher sind, als es selbst ist. Ein einziger Meschbuttig beym Stärkmachen verzehret in drey Tagen gern so viel, als ein mittelmässiger Esser in einem Jahr kaum brauchen würde; die Brandweinblase ist noch gefräßigerer Art. Und gleichwohl können wir, bey einem guten Stücke Brod, ohne Stärke, ohne Haarpuder und ohne Brandwein, wo ich nicht irre, weit bequemer leben, als, ohne Brod, bey Stärke, Haarpuder und Brandwein; oder wenn wir diese Dinge auf keine Weise entbehren wollen, so laßt uns andere Materialien suchen, aus welchen sie eben so gut zu bereiten sind.

Endlich viertens können selbst öffentliche Magazine nachtheilig werden, dafern sie nicht gehörig eingerichtet sind. In gewissen Fällen sind sie schädlicher als die Kornjuden und Auffschütter sind. Nemlich theils, wenn man beständig hereinsammelt, und nicht von Zeit zu Zeit den ältern Theil des Vorraths auch ausser den Tägen des Mangels verkauft,

so

so verdirbt nach und nach das Getraide, und ein groſser Theil desselben gehet für die Mäuler eines ehrsamen Publikums verloren; theils wenn man bey herannahender Noth die Böden entweder gar nicht öffnet, oder nicht den rechten Zeitpunkt trifft, sie aufzuschliessen, so wird abermal der in denselbigen aufbehaltene Reichthum des Staates dem Staate vorenthalten, und der Mangel samt der Theurung, vergröſsert. Ein Privatmann soll mit seinem Ueberfluße nicht auf die höchste Theurung warten, am allerwenigsten aber der Staat selbst. Auch gewinnet dieser nichts, wenn seine Kassen gewinnen, während daß der Unterthan, und vornämlich der ganze städtische Nahrungsstand verlieret. Von den Kornböden einiger Gesellschaften, worinnen beständig gehäuft und gehäuft wird, könnte noch etwas härterers gesagt werden.

Bey dem auswärtigen Kornhandel streitet man über die Frage von der Ausfuhr des Getraides, ob und in welchen Fällen sie erlaubt oder unerlaubt sey, eine Frage, die bereits von verschiedenen Sachverständigen und Ge-

lehrten für und wider erörtert worden *) Sie ist ziemlich einerley mit der Frage, ob die Ananas, die Melonen, die Marillen, die Pfersiche gesund, oder ungesund sind. Beyde können im Allgemeinen nicht beantwortet werden. Das Verboth der Ausfuhr kann zu dieser Zeit, an diesem Orte, unter diesen Umständen so schädlich seyn; als es zu jener Zeit, an jenem Orte, unter jenen Umständen, die Ausfuhr selbst ist.

(Die Fortsezung folgt.)

An

*) Représentation aux Magistrats contenant l'exposition raisonnée des faits relatifs à la liberté du commerce des grains & les resultats respectifs des réglemens & de la liberté 1769. Elemens du commerce p. 2. c. 3. Dictionaire Encyclopedique S. Grains. la Mare Traité de la Police. Dergleichen sind hier die Schriften der Herren Reimarus und Scharnweber anzuführen, die Gedanken des ersten sind allzu local und blos aus der Natur eines Handelsortes abstrahirt.

An den Einsiedler.

Für mein Geld, welches ich unvorsichtiger Weise auf ihr Wochenblatt vorausbezahlte, erkaufte ich mir zugleich das Recht, über ihre Schreiberey zu urtheilen. Ich schicke ihnen also mit der kleinen Post diesen Brief, wovon ich eine Copie zurückbehalten habe, um solchen, wenn sie ihn etwa nicht einrücken wollten, auf eine andere Art bekannt zu machen. Ich sage ihnen, daß ihre Wochenschrift ganz und gar nichts taugt; weil sie die Absicht nicht erfüllt, weswegen ich sie lese. Ehemals, da es noch gute Zeit war, gieng ich wöchentlich ein paarmal in das Theater, um eine kleine Rekreation zu haben. Der selige Bernardon war doch ein spaßiger Mann, und über das Casperle habe ich oft, wenn ich meinen gewöhnlichen Zustand hatte, mich wieder gesund lachen müssen. Aber jetzt ist alles aus. Da soll man in der Comödie weinen,

nen, oder wenn es ja einmal nichts zu weinen giebt, höchstens nur ein wenig lächeln. Ich lache aber gern aus vollem Halse, und bleibe daher, nachdem man die neumodischen Stücke eingeführt hat, lieber auf meinem Zimmer, allwo ich mit meinem Mops und mit meinem Paperl, ingleichen zuweilen mit der Erlanger Zeitung weit besser mich unterhalten kan. Da brachte mir vor einigen Wochen mein Vetter, der Viceacceſſiſt das erſte Stück ihrer Schrift und das war ganz geſpaßig zu leſen. Ich dachte, ſie würden Wort halten, und forthin uns etwas zu lachen geben, und war ein Narr, auf das Ding zu pränumeriren. Aber nun fangen ſie an, ſo albernes, ernſthaftes Zeug zu ſchreiben, wobey man nachzudenken hat, welches mir die Aerzte verboten haben und wobey ich alſo, da ich weder lachen, noch nachdenken kan, nothwendig einſchlafen muß. Das laſſen ſie künftig bleiben! ſchreiben ſie fein luſtig, damit man etwas ſpaßiges zu leſen hat, zum Exempel ſo hübſche Satiren auf die Weibsbilder, oder ſo etwas ähnliches; den Türkenkrieg laſſe ich allenfalls auch noch gelten. Außerdem ſind ſie ein wahrer Secatore, und ich bin im

Stande

Stande, mein vorausbezahltes Geld wieder zurückzufordern, weil ich es nicht gestohlen habe, und für mein Geld etwas haben will. Ich will es noch mit einigen Stücken versuchen, und sehen, ob sie sich bessern, als in welchem Falle ich seyn werde

Ihr

fleißiger Leser

A. G. C.

Wohledlgebohrner vorachtbarer

Insonders hochgeehrter Herr von

Einsiedler.

Nachdeme Euer Wohledlgebohrn in dem hiesigen Diario durch den offentlichen Druck einem Publiko haben notificiren wollen; massen Wohldieselben gesonnen seyen, ein wochentliches Blat von allerley nützlichen Objectis ausgehen, solches auch per viam prænumerationis den etwaigen Liebhabern verabfolgen zu lassen, und ich Endesgesetzter, nun in der tragenden Hofnung, in dick berührtem wochentlichen Blate derley wichtige Materien an und ausgeführet vorzufinden, induciret worden, die vorschlägliche Pränumeration zu leisten, solche auch wirklich, laut des darüber empfangenen, sub signo A. in copia vidimata, beygelegten Scheins, actu geleistet habe;

Und ob nun wohl es scheinen dürfte, daß ich Endesgesetzter ex pacto tacito rechtlich verbunden sepe, sothanes Pränumerations-

geld

geld hinten zu lassen, und dagegen Euer Wohledelgebohrn wochentliches Blat nach samstäglichen Ausgange in Empfang zu nehmen, sintemal alle wesentlichen Eigenschaften und Requisita eines legitimen Contrakts, zersplitterlich die promissio, die acceptatio promissionis und der Consensus in acceptationem voranschaulicher Weise einzutreffen scheinen;

Dennoch aber und dieweil pro primo man ein Pferd nicht kaufen kan, deme man nicht vorher das Maul besehen, ich aber Euer Wohledlgebohrn Blätter vor beschehener Pränumeration nicht zu Gesicht bekommen, vielweniger dißfalls mit Euer Wohledlgebohrn mich selbst betagt habe.

Pro Secundo ich mich bey vorliegenden Contracta ultra dimidium lædirt finde, indem die bisher zu hellen Tage liegenden Bögen von Dero Wochenschrift nicht nur nicht in mein Forum einschlagen, sondern außerdem mehr zur Kurzweil, als zum Ernst geschrieben sind, mithin ich zu meinen grösten Schaden selbige gegen eine ringfügige Zahlung hinwiederum Samstäglich an einen bey mir

kom-

haufenden Practicanten zu verlassen genöthiget bin und endlich,

Pro Tertio, quia cessante effectu promissionis cessat promissio, und nur Euer Wohledlgebohrn am vorigen Samstage den versprochenen wochentlichen Bogen mit nichten geliefert haben: als sehe ich mich nach vorliegenden Rechtsgründen gemüßiget, Euer Wohledlgebohrn den oben und unten erwehnten Contract hiemit solemniter jedoch absque calumnia aufzukünden und in proxima den Rückeingang des vorhingeflossenen Geldes rechtlichermassen zu fordern und fürs erste gütlich zu begehren, der ich, wofern die Güte wider Vermuthen nichts fruchten sollte mir alle in Jure bestfundirte Zwangsmittel hiemit reservire, übrigens aber mit aller Dienstesbietung allstets harre.

Wohledlgebohrner Vorachtbarer

Insonders hochgeehrter Herr von

Einsiedler.

Euer Wohledlgebohrn.

ergebenster Diener

J. P. S.

Juris Utriusque Licentiatus.

Der Einſiedler.

Sechſtes Stück.

Fortſetzung des Vorigen.

Es iſt eben ſo lächerlich, zu behaupten, man müße die Ausfuhre auf immer verbieten, als es lächerlich iſt, aus der Natur und Geſchichte zu demonſtriren, wie einige demonſtriret haben, man müße ſie beſtändig und an allen Orten erlauben.

Iſt der ausführende Staat groß, aus vielen Provinzen beſtehend, oder nicht? ſich ſelbſt mehrentheils hinreichend oder bedürftig? durch Handlung wichtig und reich, oder nicht? an der See gelegen, oder doch mit ſolcher durch ſchifbare Waſſer verknüpft, oder vom Lande eingeſchloſſen? werden die Comeſtibilien bloß in benachbarte oder auch

in entfernte Länder geführt? in solche deren Hülfe uns selbst nothwendig ist, oder in andere, deren wir füglich entbehren können? Ist die Ausfuhr der genußbaren Waaren auf immer erlaubt, oder nur zu der Zeit des Ueberflußes, unter Sperrung zu der Zeit der Noth? Erhalten wir dagegen nur Geld, oder andere Waaren? Nothwendige oder entbehrliche? Wer gewinnt bey der Ausfuhr, der ganze Staat oder nur einzelne Privatpersonen, die vielleicht das Geld nicht einmal wieder in den gehörigen Umlauf bringen? Oder vielleicht der Staat indem diejenigen Bürger verlieren, welche die Seele desselben ausmachen? Ist es vielleicht dem Staate daran gelegen, daß es theuer sey? Oder ist er von der Art, daß die Wohlfeilheit zu seinem Flore nothwendig gehöret?

Diese und mehrere Fragen müßen zuvor untersuchet werden, ehe man unterscheiden kan, ob diesem Lande unter diesen Umständen die Ausfuhr zuträglich, oder schädlich sey. Jedoch eine weitere Erörterung solcher Materie dürfte den Einsiedler eben so wenig anstehen, als eine polizeymäßige Bestimmung

der

der Hülfsmittel, wodurch der Theurung abgeholfen werden kan, wiewohl es seyn könnte, daß man diesen letzten Punkt noch bey einer andern Gelegenheit, wie im Vorbeygehen, berührte.

Ueberhaupt sind die Begriffe der Theurung und der Wohlfeilheit bloß verhältnißmäßig zu fassen. Wenn das Geld wohlfeil ist, so sind die Waaren theuerer, und diese sind wohlfeil, wenn das Geld theuer ist.

Da nun von Jahren zu Jahren mehr Gold und Silber gegraben und ausgemünzet wird, da bey uns jeder kleine Reichsstand sein Wappen wenigstens auf einigen Viergroschenstücken sehen will, so ist es begreiflich, daß das Geld, je mehr man dessen fabricirt, und je schlechter es am innern Gehalte ist, wohlfeiler und die Waare theuerer werden muß. Es ist hiernächst die Wohlfeilheit kein Beweiß der Glückseligkeit der Länder; oft beweißt sie das Gegentheil. Welches Land ist reicher als Britannien? und wo ist es theurer als dort? in manchen andern Ländern ist es hingegen so wohlfeil, daß ein

Reisender für wenige Groschen sich und sein Pferd füttern kan, und der Bauer bey Erblickung eines Guldens die Augen aufreist, und meynt, er sehe alle Reichthümer der Welt. Man pflegt dergleichen Staaten nicht eben unter die blühenden zu rechnen. Eben dieß gilt von der Zeit. Vor dreyhundert Jahren beschuldigte ein angesehener deutscher Fürst seine Prinzen der Schwelgerey, weil sie bey einer einzigen Mittagsmahlzeit zween Reichsthaler verzehrt hatten. Und ein anderer machte für seine Professoren eine fromme Stiftung von jährlichen zehen Gulden zu einem Feyerkleide und Mantel mit dem Zusatze: auf daß sie stattlich einhergehen. Ohne Zweifel war es damals sehr wohlfeile Zeit; ob sie aber deßwegen besser gewesen als die jetzige? dieß ist eine Frage, die sich schwerlich bejahen läßt.

Es ist uns sehr natürlich, das Vorgangene und entfernte anders als das Itzige und Gegenwärtige zu betrachten. Dort sehen wir immer mehr das Schöne und Angenehme, ohne das Häßliche und Unangenehme lebhaft uns vorzustellen. Hier unterdrucket hingegen

insgemein das Gefühl der würklichen oder eingebildeten Mängel die Empfindung der Vorzüge, die wir haben, oder haben könnten. So träumt der Seefahrer zum voraus von Ostindischen Schätzen, und findet oft, wenn er nach Betania kommt, statt der Schätze — das, was wir wissen. Welche reizende Begriffe machen wir uns nicht von den Zeiten der Griechen? der Römer? und unserer deutschen Altväter, besonders wenn wir sie nach den angenehmen Einbildungen der Dichter betrachten? Gleichwohl kochten die Griechen Gift für den größten Weisen, der je unter ihnen gelebt hat, verjagten ihre Helden durch wunderliche Machtsprüche, welche bloß von der üblen Laune des Volks abhiengen, schluzen sich einander selbst tod, und thaten mit einem Worte alles das, was man in dieser letzten betrübten Zeit auch thut. Nicht besser die Römer! und unsere guten deuschen Vorfahrer. Wer mit ihnen in ihren glückseligen Zeiten leben will, der gewöhne sich fein bald halb nackend und baarfuß vollgeschnepte Wälder durchzuirren, um endlich ein Wild zu finden, auf welches sein Weib, seine Kinder, und sein eigener Magen mit Ungeduld

bult warten, der gewöhne sich Eicheln zu essen, auf seiner Mutter, der Erde, zu schlafen, und bey allen dem doch nicht vor der mörderischen Keule seines Nachbars sicher zu seyn. Wir andere, die wir in unsern policirten Zeiten ein ruhigeres und sicherers Leben führen können, wollen ihn so wenig beneiden, als uns die Realisirung der rousseauschen Träume herbey wünschen, nach welchen die Menschen ganz nackend seyn würden, nackend am Leibe und nackend am Geiste, ohne Hemd und ohne Vernunft.

Es gibt noch andere Ursachen, weswegen den Menschen unter allen möglichen Zeiten gerade diejenigen, in welchen sie selbst leben, am wenigsten gefällt. Mancher, der da glaubt, seine Verdienste wären nicht nach Würde belohnt worden, rächt sich dafür an der Zeit, und schilt sie eine Undankbare, welche der Ehre nicht werth sey, die er ihr durch seine Gegenwart erzeige. Ich sage aber, mit Erlaubniß der Verdienste oder ihres seyn wollenden Besitzers, daß entweder der letzte keine wirklichen Verdienste hat, oder sich selbst die Ursache zuschreiben sollte,

wenn sie nicht belohnt werden. Cleont rühmet sich, der Prinz Sanseverino sey ein Knab gegen ihn, er habe in der Naturgeschichte, Oekonomie und in den Kammeralwissenschaften die größten Entdeckungen gemacht, aber es gereue ihn, sie gemacht zu haben, er seye damit einige hundert Jahre zu spät gekommen; denn, kein großer Herr wolle seine Verdienste erkennen, und vergelten. Und worinn bestehen denn diese wichtigen Erfindungen? Cleont hat eine neue Gattung von Schmetterlingen entdecket, die von dem gewöhnlichen Nachtvogel durch einige Streifen auf den Flügeln verschieden ist, welches männiglich in seiner auserlesenen Sammlung von Papillons in Augenschein nehmen kann. Er hat es versucht, aus solchen Dingen Papier zu machen, aus welchen selbst Herr Schäfer keines gemacht hat. Er hat eine Art einheimischer Baumwolle erzeugt, die, zwar in der That nichts taugt, aber doch immer einheimische Baumwolle ist. Er hat es unternommen aus Torf alles mögliche, so gar Theetassen und Patrontaschen zu machen, welches eine wichtige Erfindung ist, ob man sie gleich nicht brauchen kann —

In der That, Herr Cleont sollte von einem großen Herrn wenigstens eben so gut unterhalten werden, als die Affen, welche Seine Durchlaucht mit ihrem possirlichen Springen belustigen.

Aristhat einige Verdienste, aber er schätzt sie zu hoch, und glaubt dafür gar nicht belohnt zu seyn, weil er nach seiner Meinung nicht genug belohnt ist. Er macht vortreffliche anakreontische Verse, und hat nun seit dreyßig Jahren von Wein und Liebe schöner, als irgend ein anderer Dichter gesungen. Und deswegen verlangt er wenigstens erster Minister der Monarchie mit etwa zwey bis drey Millionen Einkünfte zu seyn. Weil aber die jetzigen Zeiten so gar elend sind, weil man alle Verdienste miskennt, so hat es Arist nicht weiter bringen können, als bis zu der Stelle eines Kanzleyofficiers mit einem Gehalt von 500. Gulden, oder vielmehr, weil er es nicht weiter hat bringen können, so sind die Zeiten schlecht.

Damon hat wahre Verdienste, aber er weiß es zu sehr, um diejenige Tugend zu

haben, welche das beste Vehiculum der Verdienste ist, die Bescheidenheit. Er lobt sich bey aller Gelegenheit selbst; er will stets der einzige seiner Art in ganz Europa seyn, er ist störrisch, eigensinnig, tadelsüchtig, ein großer Widersprecher ohne Zurückhaltung, ohne Klugheit: der Geruch seiner Tugenden erstickt in diesem Nebel, und die Nichtbelohnung seiner Verdienste ist die Strafe seiner Fehler.

Erast ist das Gegentheil von Damon, nicht im Verdienste, dessen er vielleicht mehr besitzet als dieser, sondern in der Bescheidenheit, Erast ist nur zu bescheiden. Er sucht eine Stelle, zu welcher eine große Känntniß der Mathematik nöthig ist. Der Minister fragt ihn: ohne Zweifel verstehen sie die Geometrie vollkommen — Er antwortet: verzeihen Euer Excellenz — ich verstehe sehr wenig', die Stelle wird also einem andern gegeben, der weniger weiß, und mehr sagt. Erast mag es sich selbst, nicht der Zeit zuschreiben, daß es ihm nicht nach Wunsch gegangen ist.

Insgemein klagt der Mensch desto mehr über schlechte Zeiten, je älter er ist, oder je mehr er die Abnahme seiner Kräften samt den Unbequemlichkeiten des Lebens empfindet. Die lebhaftere Empfindung unserer Mängel am Leibe und an der Seele macht, daß wir die äußeren Gegenstände gleichfalls immer von der unangenehmen Seite betrachten. Die Werkzeuge der Sinnen, mittelst welcher wir vorher das Schöne und Gefällige empfanden, sind stumpf geworden; für das Häßliche und Widrige aber haben wir noch immer Sinne genug; Lebhaftigkeit genug, um alle die Leiden zu fühlen, welche die Nachtretter unserer vorherigen Belustigungen sind. Die Folgen des Luxus und der jugendlichen Ausschweifungen liegen schwer auf uns, und anstatt uns selbst wegen unserer eigenen Fehler anzuklagen, wälzen wir die Schuld des Unglücks, worinn wir seufzen, hinweg von uns, entweder auf unsere Nebenmenschen, oder auf die arme unschuldige Zeit.

Es geht ganzen Ländern wie einzelnen Personen, durch Luxus, vermehrte Bedürfnisse, übertriebenes Raffinement werden die Men-

schen

schen und Staaten schlimmer und elender. Hieher gehöret das Gastmahl eines großen Holländischen Ministers. Es bestand aus drey Trachten, zuerst gab man Brod, Butter und Käse, nebst einigen Früchten. So, sagte der Pensionair, ist unser Staat entstanden. Dann folgten einige Speisen, wie sie ein ordentlicher Handwerksmann zu essen pflegt: ein Stück Fleisch und ein gutes Gemüß — als wir so speisten, fuhr der Minister fort, waren wir mit unserem Staat im höchsten Flor. Ein herrliches Mahl nach dem feinsten Geschmacke auf hundert Schüsseln machte den Beschluß; aber so müssen wir zu Grunde gehen. Das war das Epiphonema des Wirths, welches beyläufig zu sagen, mehr werth ist, als hundert Schüsseln voll von idealischer Staatsklugheit, und tausend Spiegel, worinn sich die gewaltigen Herren dieser Welt bespiegeln sollen.

Uebrigens will es der Einsiedler gern gewissen Ständen vergönnen, sich über die jetzigen schlechten Zeiten zu beklagen, zum Beyspiele:

Den Lateinischen Männern, welche sonst mit der Erklärung einer alten Urne sich mehr Ruhm und Erwerb verschaffen konnten, als sich der Scheik = Daher mit seinen Kriegsthaten verschaffen wird.

Den Metaphysikern, welche ehemals zum Besten des Publikums sich über die Frage zu Tod zankten: ob Petrus und Paulus von einander unterschieden wären durch ihre Häcceität und Illeität, oder aber durch ihre Petreität und Pauleität;

Den Kaufleuten, welchen man nicht mehr erlauben will, ungestraft einen christlichen Pankerot zu machen.

Den Herren von Stande, welchen kein Wechsel mehr auf die Unterschrift ihres Namens und Beydrückung ihres hochadelichen Petschafts kreditiren will.

Den Müssiggängern, denen man vor Zeiten für ihren Tafelwitz die Tafel umsonst gab, und jetzt nicht mehr geben mag.

Allen diesen sey es hiemit erlaubt, und verstattet, über die schlechten Zeiten, über den trägen Umlauf des Geldes, und worüber sie immer wollen, in beliebigsten Ausdrücken zu klagen und zu jammern, so oft und so lange es ihnen selbst gefällig ist.

Der Einsiedler beschließet diese Abhandlung mit seinem eigenen Systeme, welches aber in wenigen Worten gesetzt werden kann. Es ist das System des guten ehrlichen Horatius:

Non mihi res, sed me rebus accommodo.

Gelehrte Anekdoten.

Vor einiger Zeit besuchte mich ein junger Ostiak, welcher, nachdem er eine Zeitlang auf der berühmten Universität Kiuto ube am Flusse Kirkir in Neuzembla den Studien obgelegen, auch mancherley Reisen in die unbekannten Länder hinter dem Eismeere gethan hatte, nach Deutschland gekommen war, um sein Stammbuch herumzutragen. Ich fand in diesem Buche eine Menge unbekannter berühmter Namen, mit Titeln und ohne Titel, die meistentheils unter ein griechisches, oder lateinisches Manteel gestellt waren, welcher letztere Umstand mich einigermaßen aufmerksam auf die Litteratur der Gegenden unter dem Nordpole und hinter demselben machte, indem ich in den dortigen Ländern eine solche Känntniß der alten Sprachen nicht gesucht hätte. Zu meinem Erstaunen vernahm ich, daß man ohngefehr 1400. Meilen hinter Kamschatka ein großes Reich, zusam-

mengesetzt aus vielen kleinern, antrift, welches in Absicht der gelehrten und politischen Verfassung unserm lieben deutschen Vaterlande wenigstens eben so ähnlich ist, als die Fatische gewisser Negern auf der Goldküste den Fatischen, die man in andern Orten für heilig hält, oder als die Herren Yahoos den Menschindern dieser Welt. In meiner Geschichte der unbekannten Länder werde ich diesem Reiche, welches mein Student mit dem Stammbuche Schtschkischtschinoschokta nennte, einen besondern Artikel widmen; für diesmal erzähle ich bloß die Nachrichten, die er mir von den dortigen Journalen gab, und mir so merkwürdig vorkamen, daß ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten mag.

Mein Fremdling, der sich Wanout von Obdonskoi der Weltweisheit Baccalaureus und Mitglied der Akademien zu Igdorschtskaya, Kaillafutiaskoi, Stolbischa und Serebriaskaya, ingleichen der Kamschatkaischen Seidenwürmergesellschaft schrieb, mag selbst reden; er antwortete mir auf meine Anfragen folgendermaßen:

„ Seit geraumer Zeit ist der litterarische Staat des Landes Swtschkischtschinoschokra mit einer ungeheuren Menge Zeitschriften von der Art, wie etwa die deutschen Journale seyn mögen, wie mit Heuschrecken, übersäet. Die Verfasser derselben, deren Geschäft größtentheils das sogenannte Recensiren ist, sagen zwar alle, die Wahrheit allein sey ihr Zweck; allein ein berühmter Mann zu Serebriaskaya versicherte mich, daß solches aus ihren Thaten nicht erkannt werde. Er meinte vielmehr, bald wolle man durch Journalarbeiten sich berühmt, entweder mit Furcht, oder mit Liebe machen; bald ein Stück Geld verdienen; bald eine Universität, bald eine Sekte, bald einen Buchladen in Aufnahme bringen, bey welchen alle die Wahrheit nur eine ancillirende Agar wäre, die man allenfalls suchte, wenn man ihre Dienste nöthig hätte, außerdem aber sich wegen ihrer keine besondere Mühe gebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Einsiedler.

Siebentes Stück.

Fortsetzung der gelehrten Anekdoten.

Herr Wanout setzte hinzu, daß, so seltsam ihm diese Nachricht vorgekommen sey, er solche doch durch seine nachherigen Erfahrungen bestätiget gefunden habe; ja es sey selbst in ganz Schtschkischtschinoschokta kein Geheimniß mehr, daß die sogenannte Kritik, wie sie gewöhnlichermaaßen behandelt wird, weiter nichts, als entweder eine bloße mechanische Profession, oder eine Art von Schlendrian sey, wie etwa die juristische Praxis vor gewissen Gerichten des dasigen Landes. Er beglaubigte mir dieses durch einige Anekdoten, die ich, der Seltenheit wegen, ihm nacherzehlen will, meine Leser mögen sie nun glauben, oder nicht. Ueberhaupt, meinte

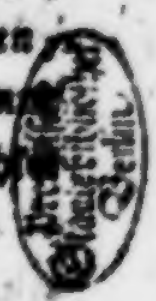
er, sey in Schtschtschtschinoschokta das Recensiren eine sehr leichte Arbeit, und das könne er am besten sagen, weil er selbst als ein junger Student auf der Universität zu Stolbische sich dazu habe brauchen lassen. Ohne das Buch gelesen zu haben, wisse man insgemein schon vorher, ob und in welchem Grade es gut, oder schlecht sey, nachdem der Verfasser entweder ein gefürchteter, oder geliebter, oder gehaßter, oder höflicher, oder grober Mann wäre. Die Curialien lerne man ohnehin leicht aus der Lesung anderer Journale, und auf diese Art sey man so gut, als zuweilen die bürgerlichen Richter, im Stande, ein Urtheil hinzuschreiben, ohne die Akten gelesen zu haben. Hiernächst aber, da doch zu der Ausfertigung eines Journals eine ziemliche Menge von Recensionen erfordert würde, so habe man verschiedene Methoden ersonnen, die gehörige Anzahl derselbigen zusammen zu bringen.

An einigen Orten, zum Beyspiel, zu ** bettele man sie zusammen, wie das Almosen; zuweilen aber empfiengen auch die dürftigen Recensenten für ihre Bemühung ein Stück

Essen,

Essen, welches man ungefehr mit einer deutschen Klosterſuppe vergleichen könnte.

In ** schalte man alles ein, was eingeschickt würde, es tauge, oder tauge nicht, und man wäre, wie Hudibras, zufrieden, den Sack voll zu haben, sollte es auch nur von geringen Viktualien, oder von verschiedenen Lebensmitteln seyn.



In ** bringe man die benöthigte Anzahl der Recensionen durch eine Art von Extrasteuer, oder Personalanlage auf die daſigen Gelehrten zusammen, deren jeder monatlich eine bestimmte Anzahl derselben, bey Strafe der Execution zu liefern hätte. Herr Wannout hat aber in der Folge erfahren, daß, weil verschiedene die Finanzen dadurch hintergangen, daß sie allzukurze Artikel geliefert, um nur die Zahl voll zu machen, man verordnet habe, daß der monatliche Beytrag künftig nach dem Gewichte eingeliefert werden solle.

In ** ist eine Art von Parlament, oder von perpetuirlicher Kommißion zu Schimpf

und Recensionssachen angestellet worden. Die Glieder des Oberhauses leiten das ganze Werk; das Unterhaus sitzt, statt der Wollsäcke in England, auf Makulaturballen und giebt Subsidien.

In * * wird das Journalwesen durch ein Sanhedrim regieret, welches aus sehr gravitätischen Personen besteht, die dabey den Gebrauch haben, niemanden zu loben, als sich selbst.

Endlich ist der berühmte * * gekommen, und hat in Ansehung des Recensirens eben das geleistet, was der deutsche Herr Schäfer in Ansehung des Waschens geleistet hat. Er hat nemlich eine Recensionsmühle erfunden, mittelst welcher ein einziger junger Mensch im Stande ist, in einem Tage mehr zu recensiren, als zwanzig erwachsene und verständige Männer in dreyßig Tagen. Das Geheimniß hat er noch nicht bekannt gemacht, wohl aber durch sein eigen Beyspiel erwiesen, daß es eine der nützlichsten Erfindungen sey, deren Schtschkischtschinoschokia sich rühmen kan.

So weit für diesmal Herr Wanout von Obdonskal. Vielleicht plaudert er bald ein Mehrers.

ODE

Auf das Fest der heiligen Cäcilia.

Aus dem Englischen des Herrn Pope.

1.

Steigt von Parnaßus Spitzen nieder!
Ihr Musen tönt durch unsre Lieder!
Haucht in die athmend hole Flöthe!
Erweckt der Saiten schlummernd Feuer,
Und rührt die helle Leyer!
Stoßt in die tönende Trompete,
Und ruft mit dem gepreßten Schalle
Rings von den Mauren her dem lauten Widerhalle,

Laßt auf traurig holden Chören
Die verliebte Laute hören,
Bis in verlängerten, langsamen, tiefen Tönen
In feyerlicher Majestät
Der Orgelschall die Lüfte schwellend blähet!
Hört, wie sanft die Töne klingen,
Wie sie nach dem Ohr sich schwingen,
Wie sie mehr und mehr sich heben,
Und jetzund ausgedehnt der Lüfte Reich durchheben,
Bis nach und nach
Entfernt und schwach
Der Schall entweicht,
Und sterbend in der Luft zerfleucht.

2.

Vom Wohlklang wird der Geist in sanfte Ruh gewiegt,
Daß er zu tief nicht fällt, und nicht zu hoch entfliegt.

Wenn

Wenn wilde Lüfte sich im Herzen stürmend regen,
Weiß sanft beredt die Tonkunst sie zu legen.
Wenn schwere Sorgen uns bedrängen,
Erhebt sie uns in lebenden Gesängen,
Sie reizt des Helden Muth mit kriegerischen Tönen,
Sie hemmt den Strohm verliebter Thränen.
Morpheus steht vom Lager auf,
Die Schwermuth hebt die bleichen Wangen,
Das Blut der Trägheit kommt in Lauf,
Der Neid hört zu, und senket seine Schlangen.

2.

Doch führt der Kriegsgott seine Söhne
Zum Streite für ihr Vaterland,
Wie wird durch kriegerische Töne
Nicht jedes Kämpfers Brust entbrannt!
So, da das erste kühne Schif

Der Fluthen stürmend Reich durchlief,
Durchflog der Thracier, und saß erhöht am Steuer,
Mit raschem Griff die wunderbare Leyer,
Weil Argos seinen Hayn erblickt,
Vom Pelion ins Meer gerückt;
Halbgötter stunden hier entzückt,
Und Menschen macht der Ton zu Helden;
Entflammt vom Glanz der Ehre,
Seht! jeder schwingt zur Gegenwehre
Den siebenfachen Schild empor,
Und zieht sein Schwerd halb aus der Scheide,
Indem vom Strand, aus Meer und Luft
Ein lautes Echo wiederruft
Zum Streite! zum Streite!

4.

Doch wenn durchs schwarze Schattenreich,

Wo Ebb und Fluth ein feurig Meer bewe-
get,
Der Liebe Macht dem Tod an Stärke gleich,
Des Dichters kühne Schritte träget,
Welch klägliches Geschrey erhob das öde Land,
Welch grauser Anblick deckt den schreckenvol-
len Strand?

Blitze, die im Finstern flammten,
Hohle Seufzer der Verdammten,
Schmerzen, martervolle Plagen,
Angst, Verzweiflung, bittre Klagen,
Ohne Ruh, von Hofnung leer.
Doch hört! er schlägt die goldne Leyer,
Und seht! die Schatten treten zu,
Gequälte Geister fühlen Ruh,
Dein Stein, o Sisiphus, steht auf dem stei-
len Pfade,
Ixion ruht auf seinem Rade,
Hier tanzt ein bleiches Geisterheer,

Seht! dort die Furien auf eisern Betten liegen,
Und ihre Wuth vergißt sich im Vergnügen,
Um ihre Häupter her entwickeln sich die Schlangen,
Und hören zu, und bleiben horchend hangen.

5.

Bey den heitern, reinen Flüßen,
Die auf blühenden Revieren
Mit balsamischen Zephyren
Elisäer Blumen küßen.
Bey den Geistern der Gerechten,
Die auf bunt beblümten Wiesen
Unter grün umlaubten Nächten
Ewig heitre Ruh genießen,
Bey den Helden, die ihr Leben,
Muthig für ihr Volk gegeben,
Und noch hier in dunklen Hayen

Blitzend in den Waffen scheinen.
Bey den zärtlich jungen Herzen,
Die die Qual verliebter Schmerzen,
Welche sie zu früh entleibet,
Hier durch Myrthenwälder treibet,
O gieb Euridicen mir wieder,
O gieb sie, oder zieh mich selber zu
ihr nieder.
Er sang; die Hölle ward des Dichters Lied
geneigt,
Und willigt in sein Flehen,
Selbst Proserpine ward erweicht,
Und ließ sie ihrem Reich entgehen.
So trug den Sieg der Saiten Zauberton
Auch über Höll und Tod davon.
Wie rühmlich war der Preiß, wie schwer nicht
zu erreichen?
Zog das Geschicke gleich zu seiner Gegenwehr
Den Styx neunmal rings um sie her;

Doch muß sein Zorn des Dichters Liebe weichen.

6.

Doch bald, ach gar zu bald wirft er den bangen Blick
Voll Unruh und voll Angst zurück.
Er sieht, sie sinkt, sie fällt, er sieht sie sterbend liegen,
Sie stirbt! wie wirst du jetzt des Schicksaals Zorn besiegen?
Kein Laster stürzte dich in so viel Grausamkeit,
Wenns nicht ein Laster ist zu lieben;
Jetzt von Verzweiflung fortgetrieben
Sucht er von Menschen fern in schwarzer Einsamkeit
Dem Licht der Welt und sich sein Elend zu verbergen,
Bald unter hangend steilen Bergen,
Auf, deren rauhem Schooß ein Quell sich murmelnd gießt,

Bald

Bald, wo des Hebrus Fluth im eignen Laut
verwirret,
In wilden Labyrinthen irret,
Geseufzt er einsam, unbehört,
Und unbekannt die Qual, die ihn ver-
zehrt,
Und rufet den geliebten Geist,
Den ewig, ewig ihm sein hart Geschick ent-
reißt.
Jetzt sinkt er hin, von Furien umrungen,
Und glühet unter Frost und Schnee
Auf Rhodopens befrorner Höh,
Und zittert vom Brande der Liebe durchdrun-
gen.
Seht! wie ein Sturmwind streicht er die Thä-
ler und Wüsten vorbey!
Hört! Hämus wiederschallt sein Bacchanalisch
Geschrey.
Ach seht, er stirbt! — doch auf der kal-
ten Zungen
Tönt zitternd noch Euridice.

Als aus der hohlen Bruſt der letzte Seufzt
drang,
Euridice ertönen noch die Felder,
Euridice die öden Wälder,
Euridice ſchallt noch von holer Felſenhöh!

Monbron und Yorik.

Nicht leicht hat es zween Schriftſteller von einem ſo entgegengeſetzten Charakter gegeben, als es Monbron in ſeinem Cosmopoliten, und Lorenz Stern in Yoriks Reiſen, in ſeinen Predigten, ſelbſt im Triſtram Shandy ſind.

Monbron iſt voll von Galle und mehr, als juvenaliſcher Bitterkeit. Er peſtirt wider die menſchliche Natur, und will ihre Geheimniſſe verrathen, wie Boismorand das Geheimniß der Kirche verrieth. Was der

brit-

brittische Timon in Allegorieen einwickelte, das sagt Monbron grad heraus: „Der „Mensch sey von Natur das häßlichste und „abscheulichste Geschöpf, und werth, von „sich selbst gehaßt zu werden. Rechtschaf„fenheit, Verstand und Tugend wären leere „Träume; der ehrlichste und verständigste „Mann, wäre der, welcher der beste Ko„mödiant wäre; der schlimste und dümmste „aber der, welcher seine Rolle am schlech„testen spielte." Ich selbst, setzt er hinzu, „ich selbst bin nicht besser, als die andern, „nur mit dem Unterschiede, daß ich es wa„ge, mich zu entlarven, mich in meiner „eigenthümlichen Gestalt zu zeigen, statt, „daß die andern ihr moralisches Gesicht „mit einer ewigen Larve zu bedecken su„chen. Mit einem Worte, schließt Mon„bron, Narren und Böswichter zu seyn, „dieß ist das Loos der Menschen „ — und er ist, wie gesagt, billig genug sich selbst nicht auszuschließen.

Norik hingegen ist voll von warmen, herzigen Liebesgefühl gegen seine Mitmenschen. Er entschuldigt ihre Fehler, und

seine

ſetzt ihre Tugenden in eben das ſtarke Licht, wohinein ſein Antipode ihre Laſter geſetzt hatte. Ein unſchuldiges Kind, ein verführbares, aber noch nicht verführtes Mädgen, ein gutlauniſcher Bedienter, ein ehrwürdiger Pater Lorenz mit ſeiner hörnernen Doſe, und überhaupt alles was einem Menſchen ähnlich ſieht, alles, was Moubrons Galle erregt, macht den guten Yorik heiß von zärtlichen und liebesvollen Empfindungen.

Es wäre ein angenehmes Schauſpiel, dieſe beyden Originalmänner miteinander plaudern zu hören.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Einſiedler.

Achtes Stück.

Die Verſöhnung der Erde mit Gott.

Der Himmel öffnet ſich der Erde!
Der Schöpfer ſpricht zum zweytenmal: ſie werde!
Sein erſter Fluch, der Lohn für ihre Schuld,
Verſinkt im Abgrund ſeiner Huld.
Und, voll von himmliſchen Erbarmen,
Schwingt ſchon die Liebe ſich, der Gottheit aus den Armen,
In einem Strom von Licht, dem jede Sonne weicht,
Auf goldnen Flügeln nieder.
Des Himmels reinſter Tag, von dieſem Licht gebleicht,
Strahlt ſchon von Welt auf Welten wieder.

Seht jetzt den großen Gast auf unsrer Erde
stehn!
Seht dort den neuen Stern, des Fremdlings
Herrlichkeit!
Hört, welch ein Jubelthon schallt durch Ju-
däens Gränzen!
Ihr Himmel hört, was hier die Hirten sehn,
Ihr Himmel hört! du, Erde, nimm zu Ohren:
Ein Gott erscheint, ein Gott ist Mensch ge-
bohren!

Die Zeiten sind erfüllt! da ist der große
Tag,
Der längst verhüllt im Rath des Schöpfers lag,
Der Esaiens Blick vor Gottes Thron erschienen,
Als unter tausend Seraphinen,
Als unter ihrem Lobgesang,
Der, majestätisch stark, das Heiligthum durch-
drang,
Daß von der Harfen Schall, die ihren Ruf
belebten,
Des Himmels feste Pforten bebten,
In Wolken eingehüllt, durch die sein Antlitz
brach,
Des großen Schöpfers Stimme sprach:

Ihr

Ihr Himmel hört! du Erde nimm zu Ohren!

Wie hat mein Volk, der Liebling meiner Huld,
Daß ich mit zärtlicher, absteigender Geduld
Nach meinen Spuren zog, sich von sich selbst verlohren?
Wie liegst du jetzt im Staub, von jener Höh gebeugt,
Vor der der Erdkreis sich geneigt?
Welch ängstlich Klaggeschrey heult unter jenen Thoren,
Heult da, wo sonst im festlichen Gewand
Die Freude bey der Tugend stand?
Ja sieh! die Rache meiner Hand
Stürzt über Sion hin, das, wider mich empöret,
Entflammt den Zorn im Götterblut,
Den Zorn, gleich einer Feuerflut,
Die, stürmend, vor sich her, Feld, Stadt und Land verheeret.

Doch, wann nach langer Zeit dein Herz den Gott erkannt,

Den Vater, dessen Huld du selbst von dir gewandt,
Dann, wenn die Decke fällt, die dein Gesicht verhüllet,
Und der erstaunten Welt mein Rathschluß sich erfüllet,
Dann wird den Völkern erst, die noch im Finstern gehn,
Ein nie gesehnes Licht, ein neuer Tag entstehn.
Der Friede wird zurück auf sanftern Spuren kehren;
Die Zwietracht wird nicht mehr mit Menschenblut sich nähren;
Der Krieg mit Mord umringt, sein Arm gefärbt in Blut
Sinkt in den Abgrund hin, und rast mit eitler Wut;
Die Schwerdter werden sich in krumme Sicheln beugen;
Das Feld wird ohne Furcht die reichen Saaten zeigen,
Denn seht! aus Davids Stamm entsproßt ein neuer Zweig,
Die Erde ist sein Thron, die Ewigkeit sein Reich,

Die Wahrheit, wird mit ihm ein neu Geschlecht regieren,
Die Unschuld wird sein Schutz in sichre Hütten führen.
Seht! wie der Himmel sich schon nach der Erde neigt
Und den verhießnen Held in ihre Hände reicht!
Hört! wie sein Name schon aus öden Haynen klinget,
Da Flur und Feld entzückt von seiner Ankunft singet!
Ihr Berge sinkt! ihr Felsen weicht!
Ihr Ströme fließt! ihr Thäler steigt!
Beblümt euch unter seinen Spuren!
Bereitet eurem Gott die Bahn, ihr stillen Fluren!

❖ ❖ ❖

Erhabner Gott! vor dessen Thron
Das Chor der Seraphinen bebet,
Wenn ihrer Harfen Zauberton
Die Wunder deiner Macht erhebet;
O Gott! für dessen Zorn, die Schöpfung zu erschüttern
Dem kleinsten Wurme gleich, des Himmels Thronen zittern!

Doch deſſen Huld, noch herrlicher als Macht,
Auch für den kleinſten Wurm, wie für den Seraph wacht,
Durchdringe du mein Herz mit Flammen deiner Liebe!
Erhebe meinen Geiſt auf Flügeln neuer Triebe,
Der jetzt von einer Höh, wohin kein Dichter dringt,
Diz Wunder deiner Liebe ſingt!
Ein Herz, von deinem Geiſt geführet,
Wird durch nichts niedrigs mehr gerühret.
Und ihr, die nur der Zauberton entzückt,
Der ſchmeichlend ungetreu der Wolluſt Sprache ſchmückt,
Entflieht dem ſtrengen Reiz, der meine Cythere krönet,
Die nur von Heiligkeit, von Gott und Wahrheit tönet.

❖ ❖ ❖

Ein Gott ein Menſch! geheimnißvolle Wahrheit!
Mein ſchwacher Blick ſieht dich, voll Dunkelheit und Klarheit;
Voll Dunkelheit dem Geiſt, der ohne Frucht bemüht

Dich

Dich überdenkt, und doch dich niemal ſieht!
Voll Klarheit für mein Herz, das durch dein Licht gelenket
Von Wolluſt ſich, entzückt, in deine Tiefen ſenket.
Du ſtrahlſt der Sonne gleich, die in ihr Licht verſteckt,
In ihrer Würkung ſich dem blöden Blick entdeckt,
Der Felder öden Schooß mit neuem Schmuck bekränzet,
Bald ſchwächer, doch gleich ſanft, auf heitern Fluthen glänzet.
Wie reizend ſcheinſt du mir, doch auch wie fürchterlich?
Wie beugſt du, wie erhebſt du mich?
Ich ſeh den Helden hier, den längſt vorher verhießen
Das graue Alterthum geprieſen;
Ich ſeh ihn ohne Pracht, beraubt von äußern Schein
In ſeinen Thaten göttlich ſeyn;
Ich darf ſein Leben nur und ſeine Wunder leſen;
Mein Geiſt ruft unbelehrt: Er iſt ein Gott geweſen!

Was seh ich! zittert nicht der Tod!
Und läßt, erstaunt auf sein Gebot,
Den längst verschlungnen Raub zurücke?
Er flieht von neuer Furcht gebeugt
Der Hölle zu, die ihn gezeugt,
Und schreckt sie durch ihr nah Geschicke.
Der Taube hört, der Stumme spricht,
Der Blinde sieht entzückt das Licht,
Der Kranke flieht des Grabes Pforten.
Der hört in niegehörten Worten,
Der preißt mit ungewohntem Schall,
Und dieser sieht zum erstenmal
Die Wunder dieser Hand mit dankbarem
Gemüthe,
Gleich groß an Allmacht und an Güte.

Von tausend Wundern eilt mein Blick
Erstaunt und ehrfurchtsvoll zurück.
Ich seh entzückt in sanft erhabnen Zügen
Den Sitz der Göttlichkeit, die Seele vor mir
liegen,
Die alle Wunder, die sie zeugt
Durch ihre Hoheit übersteigt,
Wie majestätisch sanft, mit Gütigkeit vereinet,

Von

Von holder Demuth voll, die Pracht der Gottheit scheinet;
Kein stürmender Affekt, der diesen Geist betrübt,
Wo nur die Weisheit denkt, wo jede Neigung liebt —
Durch eigne Demuth selbst so sehr für uns gebeuget,
Als seiner Gottheit Glanz die Menschheit übersteiget.

◈ ◈ ◈

Ihr, die, von niedern Wahn bethört,
Der Ehrsucht wilde Glut verzehrt,
Fliegt, Sklaven eurer Lust, die Erde zu verheeren,
Häuft Mord auf Mord zu Säulen eurer Ehren,
Kämpft bis die Erde sich vor eurem Joche beugt,
Beherrscht mit Tyranney, was euch aus Schwäche weicht,
Laßt eure Schmeichler euch erkauften Weyrauch streuen,
Die Nachwelt soll euch Tempel weyhen;

Dann seht den Helden hier, für dessen Niedrigkeit
Der Schimmer eures Ruhms gleich Schatten sich zerstreut,
Lernt hier im Wohlthun nur die wahre Hoheit kennen,
Gewöhnt euch hier, nach wahrem Ruhm zu brennen,
Die Macht, für der der Himmel bebt,
Würkt nie, als nur von Huld belebt,
Die Weisheit, deren Grund, die Engel nicht erreichen,
Umschränkt sich, uns den Weg zu unsrem Glück zu zeigen,
Seht, die ihr eurer Stärke Frucht
In Tyranney und in Verwüstung sucht,
Seht Macht und Weisheit hier vereint in Einem Triebe,
Die Macht, ein Werkzeug seiner Liebe.

❖ ❖ ❖

O Gott! der diese Welt geheimnißvoll regiert,
Wie elend ist der Mensch, wenn nicht dein Licht ihn führt?
Von eitler Hofnung voll, von stetem Weh begleitet

Von

Von Wahn zu Wünschen hingeleitet,
Von Wünschen zum Besitz, und vom Besitz zur Reu
Entdeckt er allzu spät, wie nichts sein Leben sey;
Ein seliner Widerspruch von Elend und von Größe,
Und seine Hoheit selbst ein Zeuge seiner Blöße,
Dem Stolz des Fürsten gleich, den rings mit Gold umdeckt,
Der Sorgen innre Qual mit tausend Martern schreckt;
Verworfen vom Geschick im Ocean der Zeiten,
Wo Klippen, Sturm und Meer ihn wechselsweiß bestreiten;
Kein Ufer um ihn her, das ihn vom Sturm erlöst;
Kein Hafen, der ihn noch mit ferner Hofnung tröst.
Hier schifft er mit dem Wind verräthrischer Begierden,
Die jeden Tag sein Schiff auf neue Klippen führten,
Bis ihm ein letzter Sturm am Rand der Ewigkeit,

Von neuen Schrecken ſchwarz, ein neu Verhängniß bräut;
Verzweiflend hängt er jetzt, in tiefen Finſterniſſen
Auf öde Felſen hingeriſſen.
Der Abgrund öffnet ſich, der ungeheure Blick
Stößt noch mit Schaudern ihn zurück;
Er ſucht die alte Spur; der Sturm ergreift ihn wieder
Und reißt mit höhrer Macht ihn in den Abgrund nieder.

Doch welche Macht gebeut der Winde Lauf?
Wer ſtürzt der Wellen Stolz, die ſich zu Bergen thürmen!
Der Boreas vergißt, zu ſtürmen,
Die Finſterniß entflieht, der Himmel klärt ſich auf.
Ich ſeh den Ocean nach Finſterniß und Schrecken
Mit tauſend Reizungen ſich decken.
Die Sonne ſteigt hervor, mit neuem Glanz geſchmückt,
Ihr Bild ſchwimmt auf dem Meer, den Fluthen eingedrückt;

Das Meer scheint selbst vergnügt, der Strahlen Licht zu fühlen,
Die zitternd hin und her auf seiner Fläche spielen,
Die Stille und die Ruh fliegt sanft auf ihrer Spur
Und rings um sie lacht die Natur.

O Meisterstück der Weisheit und der Güte!
Ich sehe hier die Hand, aus der mein Wesen floß,
Die durch das Chaos wild Gebiete
Licht, Ordnung und Bewegung goß.
Wer kan den reinsten Tag aus dicken Nächten zeugen,
Als der, vor dessen Blick die Finsternisse weichen?
Flieht, eitle Träume, flieht, die nur der Wahn genährt,
Wenn Stolz und Vorurtheil die blöde Welt gelehrt!
Laßt falsche Weise sich in dunkeln Labyrinthen,
Vom Irrthum angeführt, ein falsches Glücke finden!

Nichts ist dem Menschen mehr, als er sich selbst verstekt.
Ein höhrer Weiser lehrt, und ich bin mir entdeckt;
Ich seh itzt, wie die Zeit, der Ewigkeit vereinet,
Mit ungewohntem Glanz in heitrer Aussicht scheinet.
Wie wenn des Künstlers Hand ein weitgedehnt Gefild,
In wenig Raum verengt, in ferner Aussicht bildt,
Ein ungelehrter Blick sieht in den ersten Zügen
Ein rohes Werk nur da, wo Kenner sich vergnügen,
Doch wenn noch kaum die Kunst die letzten Züge mahlt,
Glänzt schon ein neues Licht, das durch das Ganze strahlt;
Das Auge sieht erstaunt ein todtes Bild beseelet,
Kein Zug ist mehr umsonst, kein Zug bleibt, der noch fehlet.

❖ ❖ ❖

O Wahrheit voll von Troſt! mit ſchmachtendem Verlangen
Schließt ſich mein Herz dir auf, dich ſtrahlend zu empfangen.
Du führſt, erhabnes Licht, den ungebundnen Sinn
Von kurzer Traurigkeit auf ferne Freuden hin,
Die keine Zeit mehr faßt, kein Wechſel mehr umſchränket,
Und doch ſeufzt noch mein Herz, in niedern Gram verſenket,
Bey einer Stunde Weh, die ſtröhmend hingeführt,
Sich, einem Tropfen gleich, im Ocean verliehrt?
Ergrimmt der Himmel auch in fürchterlichen Wettern,
Ein kriechendes Inſekt im Staube zu zerſchmettern?
Nein, nein. Der Geiſt von dieſem Licht geführt
Nährt keine Sorge mehr, die niedre Seelen rührt,
Er ſieht in dieſem Lauf von abgemeßnen Tagen,
Kein Weh mehr würdig zu beklagen;

Ja wenn auch rings um ihn die Welt
Im Sturm der Elemente fällt,
Der Welten Untergang mag die Natur erschüttern,
Der Himmel stürzt auf ihn, und er wird nicht erzittern.

◈ ◈ ◈

Doch dieser Schauplatz selbst des Todes und der Qual
Zeigt deine Hand, o Gott! in tausendfacher Güte.
Ein heitrer Frühling lacht durch dieses Thränenthal,
Und krönt sein Haupt mit nieverwelkter Blüthe.
Durch deine Weisheit liegt mein fürchterlichster Feind,
Mein Herze mit sich selbst vereint.
Du legst den Sturm uneinig wilder Triebe,
Dir weicht die Tyranney der stolzen Eigenliebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Einsiedler.

Neuntes Stück.

Fortsetzung des Vorigen.

Du willst, daß meine Brust von niederm Haße frey,
Was willst du sonst, mein Gott! als, daß ich glücklich sey?
Ich seh ein neues Volk, durch deine Huld gewählet,
Von steter Zärtlichkeit beseelet.
Die holde Eintracht flößt in ungestöhrter Ruh
Dem reitzenden Geschlecht das reinste Glücke zu.
Hier ist der Liebe Reich. Hier fließt mit ihren Flammen

Das Glück von Tausenden auf jedes Herz zusammen.
Der Schmerzen selbst verliehrt hier seine Pein
Und Lust und Ruh glänzt mit erhabnern Schein:
O könnte mein Gesang, erhöht auf deinen Schwingen,
Mit Engeltönen dich, erhabne Liebe, singen!
Des Schöpfers liebstes Kind, der Weisheit Meisterstück;
Du bist der höhern Geister Glück,
Du bist der Vorwurf ihrer Lieder,
Mit deinem Ruhm schwillt ihrer Harfen Klang,
Von deiner Glut beseelt erhebt dich ihr Gesang,
Der ganze Himmel tönt von deinem Lobe wieder.
Ja, selbst vom Himmel nicht umschränkt,
Eilst du, den Sterblichen geschenkt,
Mit deinen ewigen Gefährten,
Dem Frieden und der Ruh zur Erden,
Und heiligst unsern Geist zu höhrer Seligkeit.
O möchte, wie dein Lob die Töne meiner Saiten,

Es deine Wolluſt einſt mein ſterbend Herz
begleiten,
Ein Herz, das ewig dir ſich weiht!

❖ ❖ ❖

Dich ſah der Schöpfer ſchon, ſein einiges Vergnügen,
Im Schooß der Ewigkeit zu ſeiner Seite liegen,
Du warſt das Werkzeug ſeiner Hand,
Mit dem ſein Schluß des Chaos Aufruhr band.
Du warſt der Trieb, mit dem die rollenden Planeten
Durch wechſelweiſen Zug in ihrem Kreis ſich drehten,
Der Sonne fruchtbar Licht, durch deinen Trieb beſeelt,
Zog aus der Erde Schooß, mit der du ſie vermählt,
Den Reichthum und die Pracht der glänzenden Gefilde.
Doch ſchöner ſahſt du noch in deinen ſchönern Bilde,
Im Menſchen dich einſt ausgedrückt.

Sein rein und zärtlich Herz, in jedem Trieb beglückt,
Stets fähig, fremdes Wohl gleich eignem zu genießen,
Sah die Natur für ihn von Wollust überfließen.
O Tage sanfter Ruh, wo nie vom Neid gestöhrt
Ein allgemeines Wohl des Menschen Brust genährt!
Wie flüchtig seyd ihr nicht, wie kurze Zeit empfunden,
Durch unsre Schuld verbannt, verschwunden!
Der Zwietracht wildes Reich bezog die öde Spur
Ihr Blick verfinsterte die seufzende Natur.
Der Mensch in sich umschränkt, mit Gott und Welt im Streite,
Den Quellen seiner Qual, dem Neid, dem Haß zur Beute,
Gemartert von ihm selbst, unfähig sich zu fliehn,
Sah nichts, so weit er sah, als Schuld und Schmerz um ihn.

◆ ◆ ◆

Wie, wenn mit ungestümmen Lauf
Ein Strom sich vom Gebürg ergießet,
Ein schwacher Damm hält seine Fluth noch auf;
Doch wenn, vom Regen schwer, der stürmend auf ihn schießet,
Wenn mit des Winters Frost, den Phöbus izt geschmelzt,
Der aufgeschwollne Strom die neuen Fluthen wälzt;
Der Damm zerreißt von seiner Wuth,
Der Strom stürzt schäumend hin durch die besäten Fluren,
Der Schrecken und der Tod begleiten seine Fluth,
Und die Verwüstung seine Spuren:
So nahm das Laster izt der Erde Herrschaft ein,
Kein Herz blieb noch für seinem Gifte rein,
Der Gram, den fremdes Glück betrübet,
Die ungeheure Lust, die andrer Elend liebet,
Der Habsucht wilder Raub, die Lust nach falschem Ruhm

Ward itzt der Menschheit Eigenthum.
Der Schöpfer sah im Zorn ein Volk im Fluch gebohren;
Die Hölle raubte schon ergrimmt
Ein neu Geschlecht für sie bestimmt;
Der Mensch sah ewig sich verlohren.

◆ ◆ ◆

Wer kan wohl deinen Rath, o höchste Weisheit fassen?
Wahr ists, du schufst mich nicht, um ewig mich zu hassen —
Doch war kein Mittel sonst zu meiner Rettung frey? —
Ein Gott stirbt meinen Tod, damit ich glücklich sey?
Anbetenswürdger Gott! zu hoch in deinen Schlüssen
Gedenkst du mir mit Recht, zu glauben, nicht zu wissen.
Mein Elend, meine Schuld, und meiner Schuld Gewinn,
Der Tod stürzt schon ergrimmt auf meinen Retter hin.

Dein

Dein Zorn, gerechter Gott! in ihm mich zu verdammen,
Dein Zorn brennt über ihn mit schreckenvoller Flammen;
Die Engel fliehn bestürzt dein rächend Angesicht,
Dein Sohn sinkt seufzend hin — — umsonst! du hörst ihn nicht!
Er fleht umsonst nach Trost, da schon sein Herz verzaget,
Du hörst nichts, als die Schuld, die mich in ihm verklaget.
Er ruft dich noch einmal voll Angst, und sinkt zuletzt
Ein Opfer meiner Schuld, dem Tod zum Raub gesetzt.

Er stirbt — — welch Schauspiel finstrer Schrecken
Beginnt die Schöpfung zu bedecken!
Der Sonne Glanz verlischt, um nicht durch seinen Schein
Ein Zeuge dieses Tods zu seyn,

Die Gräber öffnen sich, ihr öder Abgrund zittert,
Ein allgemeiner Tod verfinstert die Natur,
Die Erde flieht voll Angst zurück auf ihrer Spur,
In ihrem Mittelpunkt erschüttert.
Selbst in des Himmels lichten Mauren
Seufzt itzt zum erstenmal ein ängstlich, einsam Trauren,
Das Herz der Seeligen, von stetem Glück genährt,
Verfingt im Gram, der sie verzehrt.

◆ ◆ ◆

Nur nährte noch, im allgemeinen Leide,
Die Hölle sich mit ungeheurer Freude,
Ein Glücke, das für sie aus unsrem Elend fließt,
Das nur der Hölle würdig ist.
Wie wenn, bey finstern Ungewittern,
Durch die geschwärzte Luft des Donners Flammen zittern,
So blitzte itzt zum erstenmal
Durch ihr verzweifelnd Herz ein neuer Hoffnungsstrahl.

Was hält uns noch an diesen Orten,
Wo ohne Trost und Ruh ein Heer von Sorgen wohnt?
Dem Wohnplatz unsrer Qual, wo die Verzweiflung thront?
So sprach ihr stolzer Fürst mit rasend kühnen Worten.
Wo ist er, der uns einst den Untergang gedroht?
Seht! im Triumph führt ihn der Tod!
Auf, Freunde! laßt uns nur den großen Sieg genießen!
Der Mensch, itzt unser Unterthan,
Beut uns der Erde Herrschaft an;
Kommt, dieser Marterort soll uns nicht mehr verschließen!

O ungeheurer Stolz! verkennst du schon die Macht,
Die dich in diesem Ort verdienter Pein gebracht?
Noch eben dise Hand wird bald in neuen Wettern
Die Kühnheit deiner Wuth zerschmettern.

Mit Tod und Finsterniß umringt,
Von mir und von der Welt verlaßen,
Von kaltem Schrecken voll, der schaudernd mich durchdringt,
Wo soll mein Herze sich in seiner Ohnmacht faßen?
Mit meinem Untergang rings um mich her bedroht,
Wo flieh ich, als zu dir, mein Ursprung und mein Gott?
Allein, wo werd ich dich, du höchstes Wesen finden?
Soll ich vielleicht in mir ein Bild von dir ergründen?
Soll meiner Seele schwacher Schein
Ein Ausdruck deiner Weisheit seyn?
Was sagt man, wenn wir dich unendlich weise schließen,
Als, daß wir selbst, wie groß, wie weis du bist, nicht wissen?
Läßt etwa deine Macht im weiten Raum sich sehn?
Wo unbegreiflich schnell sich tausend Welten drehn?

Mein Geist fliegt schwindelnd hin, mein Geist,
mein Sinn verschwinden
Im ungeheuren Raum, noch eh ich dich kan
finden.
Sein weiter Umfang war ein bloßer Wink
von dir.
Gleich deinem Ebenbild, dem Licht, zeigst du
dich mir,
Das durch zu großen Glanz für meinen Blick
verwahret
Sich, ewig ungesehn, doch täglich offenbaret,
Das mit geheimen Flug die Schöpfung sanft
durchdringt
Und meinem finstern Blick ihr strahlens Bild-
niß bringt.

◆ ◆ ◆

Mit Seufzen such ich dich, mein Gott, mein
einigs Sehnen!
Verbirgst du dich für meinen Thränen!
Nein, ist dein Wesen gleich für meinen Geist
zu hoch,
Es zeigt doch deine Huld dich meinem Her-
zen noch.

Ja, mein entzücktes Herz find't dich in deiner Liebe,
Du füllst mit diesem sanften Triebe,
Den unumschränkten Raum, der mich von dir getrennt.
Mein Herz fühlt dich weit mehr, als mein Verstand dich kennt.
Wenn gleich, indem er dich ergründet,
Mein Geist für deinem Glanz verschwindet,
Doch treibt ein Zug, der selbst von dir in mich gelegt
Mein Herz geheimnißvoll bewegt
Mich auch zu dir, mein Licht, mein Trost, mein einigs Glücke,
Und reißt mich aus dem Nichts, das mich schon hielt, zurücke.

❖ ❖ ❖

Wie wird mir, welch ein sanfter Schein
Bricht siegreich in mein Herz voll heitrer Hofnung ein?
Welch majestätisch Licht zerstreut die finstern Schatten,
Die die Natur gefesselt hatten?

Welch

Welch himmlischer Gesang füllt mein entzücktes Ohr?
Was höre ich? singt ein Engelchor.
Die ganze Schöpfung schweigt, der Lauf der lichten Sphären
Verweilt erstaunt auf seiner Bahn,
Die höhre Harmonie zu hören,
Und jede Sphäre stimmt den Ton von neuem an,
Und tönt vom Inhalt ihrer Lieder
Entzückt von Welt auf Welten wieder:

Groß an Weisheit, groß an Stärke,
Glänzte stets, o Gott! dein Ruhm;
Doch das größte deiner Werke
Blieb der Liebe Eigenthum.
Erde, die sein Tod befreyet!
Zeig dich ihm nun mehr verneuet,
Ihm dein ganzes Herz zu weyhn.
Komm, die schönste deiner Pflichten
Deinem Retter zu entrichten.
Von der reinsten Glut getrieben
Ihn stets mehr und mehr zu lieben,
Heißt nichts, als beglückter seyn.

Doch welch ein prächtiger Geſichte,
Das ſtrahlend in mein Aug mit höhrem Glanze dringt?
Ich ſehe meinen Gott, der jetzt in ſeinem Lichte
Sich aus der Nacht des Grabes ſchwingt.
Mit ſeinem Tod, der ihn gebunden,
Iſt unſer Tod, und unſre Schuld verſchwunden,
Der Himmel iſt verſöhnt, die Erde iſt befreyt;
Die Hölle ſieht voll Angſt ſchon ſeinen Zorn bereit,
Ihr traurig Schickſal zu vollenden.
Er ſenkt vom Rache voll jetzt den erhabnen Flug
Mit jenem Donner in den Händen,
Der dieſe Raſenden ſchon einſt in Abgrund ſchlug.
Ihr Muth flieht jetzt geſchreckt, wie Staub vom Wind zerweht,
Unfähig dieſen Blick zu tragen,
Voll ſchreckenvoller Majeſtät,
Vor dem die Himmel ſelbſten zagen.

Kein Abgrund iſt zu tief, kein Ort für ihn
zu weit,
Sein Blitz verfolgt ſie noch, die ſchon die
Angſt zerſtreut,
Ein donnerndes Geräuſch rollt ſchrecklich auf
und nieder,
Und heult aus hohlen Tiefen wieder.
Die Hölle reißt entzwey; ein ungeheurer
Schlund
Reißt dieſe Strafbaren verzweiflend in den
Grund,
Und ſchließt ſich über ſie, unfähig für den
Schrecken
Des Zorns, der ſie verfolgt, ihr Elend zu
bedecken.

❖ ❖ ❖

Er aber ſteigt nunmehr, der Held, der über-
wunden
Der unſrer Feinde Grimm mit Finſterniß ge-
bunden,
Als Sieger im Triumph, der die Bedrängten
ſchützt,
Zum Thron der Herrlichkeit, wo ſeine Gott-
heit ſitzt.

Er schwingt sich mit erhabnem Fluge
Des Himmels Pforten durch, die mit geheimen Zuge
Auf seiner Bahn sich rückwärts drehn.
Viel tausend, tausend Seraphinen
Stehn ehrfurchtsvoll, ihn zu bedienen,
Und seiner Thaten Ruhm lobsingend zu erhöhn.
Sein Ruhm schwingt sich von ihrem Sayten,
Sich durch den Himmel auszubreiten,
Weil er in höher Herrlichkeit
Die Welt beherrscht, die er befreyt.

Der Einsiedler.

Zehntes Stück.

An zwo empfindsame Frauenzimmer bey Gelegenheit der Emilia Galotti.

Wo Huld, Gerechtigkeit, und Menschenliebe wohnen
Sammt allen Tugenden der Hütten und der Thronen,
Da schleichet gern, lustwandelnd, Hand in Hand,
Geschmack und Witz mit Tugend und Verstand.
Da paart sich, brüderlich, und geht, in gleichen Schritten,
Bey Grazien der Ernst, Gefühl bey guten Sitten.

Da heischen, wie der Fürst, die Musen ihren Zoll,
Und, neben Themis Thron, hat seinen Thron Apoll.
Der eine reizet uns, die andere zu lieben,
Und das, was sie gebeut, auch ohne Zwang zu üben,
Formt uns empfindsam, warm, und durch die Zauberkraft
Des mächtigen Gefühls im Busen, tugendhaft.

O seliges Land, wo das Gesetz verbindet,
Nicht, weil der Bösewicht weis, daß er Henker findet;
Vielmehr, weil jeder fühlt, daß jede schwarze That
In sich schon ihren Fluch und ihren Henker hat,
Und daß, wenn Edelmuth und Tugend in uns wohnen,
Durch überirdsche Lust sich beyde selbst belohnen!

Die ihr Alzien saht, ihr, denen Geist und Spiel
Im Tode Jullens, in Richards Wuth gefiel,
Sagt, was empfandet ihr? hat nicht die Tugend Freuden
In sich, und um sich her, und Wonne, selbst im Leiden?
Ist nicht der Wütrich, zwar furchtbar, doch gehaßt,
Ein Scheusal für die Welt, ihr, und sich selbst zur Last?
Emilia liegt größer unter Urnen,
Als Richard steht auf stolzenden Cothurnen.

Das fühltet ihr gewiß; denn manche Thräne sprach
Die Thrän' Emiliens aus euren Augen nach.
Dank sey es der Natur, dies Füllhorn ihrer Gaben
Des Herzens und Geschmacks euch ausgeleert zu haben.

Fritz. *)

oder

Empfindsamkeit ohne Empfindung,

oder

Yorick der Jüngere,

oder

wie man es sonst nennen will:

Eine wahre Geschichte.

Erstes Kapitel

genealogischen Inhalts.

— Ich bitte sie, mich in der Gesellschaft der gnädigen Frau v. Y. aufzuführen. —

„ Ne

*) Diese Probe eines komischen Romans ist zur Bekanntmachung eingeschickt worden, und man wird vielleicht, wofern diese Probe sollte verstanden werden, die Fortsetzung in einigen folgenden Stücken liefern. Man wünscht aber, daß die Leser den Yorick, den Hudibras, den Quixotte und den Trap

„ Ne procurerò à V. S. la Cognoscenza. — aber es ist nöthig, daß V. S. mir vorher ihren Stammbaum zeige, weil man, um zugelassen zu werden, von stiftsmäßigem Adel seyn muß.“ —

Nun aber hatte meine arme Signoria keinen Stammbaum, weil ich keine Ahnen habe, und mein Geschlechtsregister nicht weiter fortführen kan, als bis auf einen wackeren Bürger und Hufschmid, der bey Zenta sechs Türken zerhieb, und hernach im Frieden einen Sohn zeugte, der die Ehre hat, mein Vater zu seyn. Ich wurde also nicht aufgeführt, zum größten Verluste der gnädigen Frau, welche alle die schönen und witzigen Complimente, Mährchen, Neuigkeiten, Anspielungen und Galanterien einbüßte, womit ich mich, sie zu unterhalten, angeschickt hatte; nebst einigen Souverains, die ich an sie, oder ihren Bankhalter, zu verlieren befürchtete.

Gerundio, nebst dem Rabelais kennen, widrigenfalls sie Gefahr laufen, unreife Urtheile über ihre Mutter zu fällen.

Damit der Held der gegenwärtigen Geschichte, welchen ich nicht nur der gemeinen lesenden Welt, sondern auch der größern, und allen respektive Standespersonen, vor welchen zuweilen selbst die Bernardone, die Marionettenspieler, die Seiltänzer, die Murmelthiere, die Guckkästen, und die Leyermänner freyen Zutritt haben, präsentabel zu machen gedenke, nicht etwa unter eben dem Vorwande der niedrigen Abkunft von dem Hatschierer, oder Schweizer, oder Einspänniger, oder irgend einem andern Thürhüter im Vorhause abgefertiget werde; so ersuche ich meinen guten Freund, den berühmten Herrn Blason *), aus wahren, oder erdichteten Urkunden so viele Materialien zusammen zu tragen, als zur Verfaßung eines etwaigen Stammbaums, Ableitung der angestammten hochadelichen Schilder, auch Festsetzung der möglichen Befugniße und Prätensionen erforderlich seyn dürften.

Es dient aber beyläufig zur Nachricht, daß, wenn unser Held von einigen Geschicht-

schrei-

*) Siehe den Stammbaum, ein Schauspiel. Wien 1770.

schr.ber Yorick der jüngere genannt wird, solches nicht deswegen geschieht, als wenn er ein Sohn, oder Enkel Yoricks des ältern wäre. Dieses ist er eben so wenig, als wenig die verschiedenen Scribleri, Bave, Mäve, Briontesse, und Dunse miteinander nach dem Fleische vergesippschaftet sind. Sondern der Name Yorick, welcher eigentlich ein Geschlechtswort ist, wird durch eine bekannte Figur in ein Nennwort verwandelt, und allen denenjenigen beygeleget, die in ihren Gesinnungen, Reden und Handlungen einige Aehnlichkeit mit dem seltsamen Prebendary haben, oder gern haben möchten. Das Alterthum hat schon die Gewohnheit eingeführt, persönliche Benennungen in dingliche Benennungen zu verwandeln, und verschiedenen Personen nach der Aehnlichkeit ihrer Thaten und ihrer Verhältniße einerley Namen beyzulegen, woher es denn auch gekommen ist, daß man oft in der Folgezeit einer einzigen Person alles das zugeschrieben hat, was hundert andere gethan haben. Die Pharaone, die Trismegiste, die Herkulesse, die Mäcene, die Eulenspiegel und die Clauße bestättigen die Wahrheit dieser Anmerkung, welche

vor dem Verfasser der nachfolgenden Geschichte noch von keinem Schriftsteller, selbst vom Aristoteles nicht gemacht worden ist.

Zweytes Kapitel

Worin gesagt wird, daß diese Geschichte eine wahre Geschichte sey.

Eben diese nachfolgende Geschichte ist kein Roman, sondern sie enthält nichts mehr und nichts weniger, als das, was in dieser sublunarischen Welt täglich geschehen ist, noch geschiehet, und geschehen wird, so lange, bis der berüchtigte Komet des Herrn de la Lande unsern Erdball das Garaus macht. Mit einem Worte, sie ist, im eigentlichen Verstande des Worts eine wahre Geschichte, obgleich mancher Leser sich in der Folge vielleicht über Dunkelheiten beklagen und den wahren Sinn, nebst der Deutung verfehlen dürfte. Dieserhalb tröste ich mich mit einem berühmten Lucullus, der auf eine Tapete, seinem Faulbette gegenüber, eine nackende

lende Venus, wie sie dem Schaume entstiegen ist, mahlen ließ, und, als sie fertig war, den Künstler beorderte, einen Vorhang von Farben darüber zu ziehen. Der Mahler entschuldigte sich mit dem ganz begreiflichen Einwande, man würde, nach dieser geschehenen Vorhängung die Schönheit der Venus nicht mehr sehen können, und gleichwohl wolle er diese nicht gern umsonst gebildet haben. „Mahlen sie immer den Vorhang, „sagte der neue Lucullus, es ist genug, daß „ich, daß ich weiß, was darunter ist.“

Drittes Kapitel.

Expektoration des Verfassers.

Dafür, meine lieben Leser, daß ich euch unterhalte und belehre, werdet ihr mir auch erlauben, meinem Eigensinne, meiner Laune und meiner Stimmung zu folgen, und, so wie ich eben aufgelegt bin, in verschiedenen Kapiteln verschiedentlich zu schreiben. Mein

Buch iſt, ſo wenig, wie Rom, in einem Tage gebaut. Nachdem ich alſo ernſthaft, traurig, hypochondriſch, galant, luſtig, ſatyriſch, oder zärtlich bin, oder nachdem ich den Lock, den Young, den Lavater, den Arioſt, den Rabelais, den Swift, oder den ſanftſäuſelnden Zephyr-Jacobi geleſen habe: nachdem werde ich trocken, klagend, mürriſch, ſüß, jovialiſch, beißend, oder empfindſam ſchreiben; und ich gebe euch demnach mein Buch für weiter nichts, als für ein rhapſodiſches Werk, welches grad das Original zu der Schilderung iſt, womit Horaz ſeine Poetik angefangen hat, den ich hiemit in aller Formalität um Vergebung bitte, ſeine Geſetze übertreten zu haben, und noch künftig, ſo Apoll will, übertreten zu wollen.

Mein Held alſo, damit wir endlich zu der Geſchichte ſelbſt kommen — — —,

Viertes Kapitel.

welches ſehr unerwartet, und gleichwohl ſehr natürlich iſt.

— ſtarb am dritten April des vorigen Jahres, und wurde, wie man leicht denken kan, ſtandesmäßig, und mit vielen Feyerlichkeiten begraben.

Anmerkung über die Klugheit beym öffentlichen Unterrichte der Jugend.

Wenn der Regent eines Staats das Schulweſen deſſelben verbeſſern, wenn er ſeine jungen Bürger fromm, gut, geſchickt und einige derſelben gelehrt bilden will; ſo iſt er weder als der Präſes einer Commiſſion de propaganda fide, noch als ein Profeſſor der Moral, noch als ein Schuldirektor, oder Univerſitätsaufſeher zu betrachten. Er unterſcheidet ſich von dieſen Beobachtern des Details, wie ein Kaufmann en gros von den Mäcklern, die ſeine Waaren einzeln auswiegen, oder wie ein Ouvrier, der die Materialien zu ſeinen Werken einzeln verfertigen läßt, und für ſeine Perſon nur das Ganze beſorget.

Zu der Vollkommenheit eines Staats, in Anſehung der Perſonen, aus welchen er beſtehet, gehören gute Menſchen und gute Bürger; beyde zu bilden, iſt der Hauptzweck

des

des Unterrichts, wiefern solcher von dem Haupte des Staats selbst veranstaltet wird.

Ein anders ist überhaupt Tugend; ein anders ist Bürgertugend.

Ein guter, frommer, ehrlicher, gewissenhafter, tugendhafter, exemplarischer Mensch verdient, als Mensch, alles Lob, und erwirbt sich eine ansehnliche Stelle in jenem Leben; aber bey allen seinen rühmlichen Eigenschaften kan er ein sehr unnützes Mitglied des Staats seyn, wenn er nicht auch zugleich ein guter Bürger ist. Es ist, zum Beyspiel, möglich, daß er nur immer mit sich, und mit seiner eigenen Seelenführung beschäftiget ist, bloß einen spekulativischen Wandel führt, und seinen Mitbürgern weiter nichts Gutes erzeuget, als daß er für sie betet; daß er daher für die bürgerliche Gesellschaft in äußerlichen Gegenständen und in den Bedürfnißen dieses Lebens hienieden ganz unthätig wird; daß sein Eifer für das Ewige die Bürgerpflichten gänzlich verdrängt, und selbst, wenn vollends unrichtige Begriffe hinzukommen, eine Geringschätzung derselben ver-

verursacht, vielleicht auch veranlaßt, daß der frömmste Mann den Gehorsam bey Seite setzt, den er seiner ordentlichen Obrigkeit schuldig ist, indem er unrichtige Folgerungen zieht aus dem an sich wahren Ausspruche: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Mit einem Worte, man kan zugleich ein sehr frommer Mensch und ein sehr schlechter Bürger seyn.

Unsere Geistlichkeit soll gute und fromme Menschen bilden. Der Regent und seine Policey wollen ausserdem auch gute Büger haben.

Zu einem guten Bürger erfordere ich Gehorsam, Patriotismus, Känntniße und Industrie — alles von allerley Art, und vorzüglich so, wie man es in dem Staate, von welchem die Rede ist, vorzüglich nöthig hat.

Es giebt einen allgemeinen Gehorsam: du sollst unterthan seyn der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat!

Einen allgemeinen Patriotismum: oder Liebe und Eifer für die Erde, welche uns gezeugt hat, oder, auf welcher wir wohnen; für die Verfassung, in welcher wir leben, und für die höchstmöglichste Vollkommenheit der Gesellschaft, von welcher wir Glieder sind.

Allgemeine Känntniße, ohne welche ein Mensch nur ein Thier wäre — Känntniße seiner selbst und der nothwendigen Pflichten, Känntniß anderer in dem Bezirk, wo wir wohnen, des Bezirks selbst — und endlich dessen, der mehr ist, als wir alle, desjenigen in welchem wir leben, weben und sind.

Eine allgemeine Industrie, — den Tag für verlohren zu halten, wenn wir nichts nützliches gethan haben, und zu glauben, daß ein Mensch ohne Beschäftigung ein todter Mensch, und ohne gemeinnützige Beschäftigung ein unnützer Mensch sey — nicht allein es zu glauben, sondern auch den Glauben durch Werke thätig zu machen.

Alle diese allgemeinen Begriffe von den Bürgerpflichten müssen weiter bestimmt werden durch die besondern Umstände des Staats, in welchen wir leben; nach seiner Lage, Größe, natürlichen und politischen Gränzen, Clima, Luft und Witterung, Fruchtbarkeit, innere Verfassung, Religion, Einwohnern, Ständen, Regierungsform, Staatsrechte, und so ferner. *)

Zum Beyspiele: ein ganz anderer Patriotismus herrscht in der Demokratie; **) ein anderer in Monarchie. ***) Eine andere Industrie in dem kriegerischen Staate; eine andere in dem handelnden. Und hiernach muß der Erziehungsplan vorzüglich zugeschnitten werden, damit man der Jugend nicht allein diejenige Bildung gebe, welche man als Mensch nöthig hat, sondern insbesondere diejenige, welche zu einem guten brauchbaren Bürger dieses Staats in concreto gehört.

*) S. Tozens Statistik.

**) S. Lavaters Schweizerlieder.

***) S. Ramlers Oden, und Gleims Kriegslieder.

Der Einſiedler.

Eilftes Stück.

An den Kaiſer.

Mit deines Adlers mächtigen Schwingen,
Der Du deine weiten Provinzen durchfliegſt,
Und den ſchweren Wunſch, Segen in jede zu bringen,
Auf beyden Fittichen wiegſt.
Joſeph! fliegt mein Geſang, ſo wie Du,
So himmelhoch an, ſo ſtark, ſo unverdroſſen,
So ſchnell, wie die Winde, gleich deinen fliegenden Roßen,

Auf welchen Du

Dem Glück deiner Völker nachjogeſt, nachjagend dir zu;

Dann bin ich das im Reiche der Poeten,

Was du im Reich der Kaiſer biſt.

Man wird nach Secken noch von Josephs Größe reden.

Indem man Josephs Dichter lieſt.

Elegie

an einen Freund.

Siehst du den Lenz im Hayn am Silberbach?
Er ladet uns durch jeden seiner Weste,
Zum fröhlichen, zum liederreichen Feste —
Eil' uns, o Freund! im Blumenpfade nach!

❖ ❖ ❖

Hier ruht auf Moos, von Menschen ungesehen,
Mit Veilchenthau getränkt, im grünen Thal,
Der Hirte glücklicher, als beym Pokal
Ein hochgebohrner Thor im Schloß auf Canapeen.

Da setze dich, zu uns! an deiner grünen Seite
Verschönert sich das Antlitz der Natur.
Bey dir glänzt uns aus Wald und Flur
Die Schöpfung und ihr Lenz — im Feyerkleide.

Da werden wir, fern vom Gewühl der Welt,
Zufriedner seyn, als im Triumph ein Held,
Und, ohne Wein, aus klaren Wasserbächen,
Froh, wie Anakreon, uns klare Wonne zechen.

In dieser Laube wohnt die Weisheit in der Stille,
Und tiefer Ernst bey unschuldsvoller Lust —
Nur dich vermißt zu des Vergnügens Fülle,
Nur dich noch, Freund, vermisset unsre Brust.

Den Redlichſten, Geliebteſten zu ſchauen.
Durchirren wir, gedankenvoll, die Auen,
Das weite Thal, das ſchattichte Revier —
Umſonſt durchirrt — er iſt nicht hier!

Des Frühlings Angeſicht blickt hinter Flören
Melancholie hervor; wie einſam und wie leer
Iſt nun die Flur für uns! der Morgen thaut uns Zähren;
Und dieſer Bach — wie traurig murmelt er!

Da ſchleppet uns in langen düſteren Momenten
Die Sehnſucht fort! — Gehab dich wohl, o Hain!
Wir faſſen uns mit wundgerungnen Händen!
Nicht mehr ein Reiz für uns, gehab dich wohl, o Hain!

◈ ◈ ◈

Ob wir ihn wohl noch fänden? — dort im Zimmer,
Wo er so oft den Tag herbeygewacht,
Und (wenn der Thor schläft, oder wachend träumt) beym Schimmer
Der weisen Lampe sich zum klugen Mann gedacht?

◈ ◈ ◈

Er ist nicht hier! — zum Lieben und Empfinden
Gebildeter! Freund! Vielgeliebter! sprich,
Geliebter! sprich, wo sollen wir dich finden?
Und wo umarmt noch unsre Sehnsucht dich?

◈ ◈ ◈

Dort, Götter! eilet er, und fliehet unsre Küße!
Der Wagen rollt, und träget ihn dahin!
Verziehe Freund! daß dich die Freundschaft grüße!
Eilt ihm nach — ihm nach! haltet ihn!

Ach haltet ihn! — Geliebter komm zurück!

Nur einen Kuß! Ein Wort nur! Einen Blick!

Da iſt ſein Blick! — Er weint — und ſeine letzte Thräne!

Wie traurig, und wie ſchön! Zu ſchön für unſre Töne!

Etwas vom Herrn Winkelmann. (*

Man vernimmt, daß die hinterlassenen Schriften des seligen Winkelmanns zum Drucke befördert, und bey dieser Gelegenheit die Schicksale des Verfassers erzehlt werden sollen. Folgende Umstände, die grösstentheils aus einer hier unbekannten kritischen Schrift genommen sind, werden vielleicht auch itzt schon vielen Lesern interessant seyn.

Johann Joachim (denn diese Vornamen hatte er eigentlich, ob er gleich in der Folge den Joachim gänzlich verbannte, weil er glaubte, Joachim zu heißen, wäre wider den guten Geschmack) Winkelmann ward im Jahre 1717 zu Stendal, der Hauptstadt in der alten Mark Brandenburg, gebohren. Sein Vater war ein armer, aber ehrlicher Schuhmacher, welcher endlich wegen Schwachheit und Alter in das dortige Hospital aufgenommen wurde, wo er die Größe seines Soh-

*) Dieser Artickel ist uns eingeschickt worden.

Sohnes nicht erlebt hat. Dieser bemühte sich frühzeitig, auf allerley Art, theils durch Unterrichtung der Kinder, theils durch Singen mit denen in jenen Gegenden gewöhnlichen Chören, nicht nur sich Bücher und andere Nothwendigkeiten zu verschaffen, sondern auch sogar seine armen Eltern von Zeit zu Zeit zu unterstützen. Ein verdienter Schullehrer, Tappert, der vom Alter sein Gesicht verlohren hatte, nahm ihn zu sich, um ihn zum Schreiben und Vorlesen zu gebrauchen, und hierbey fand Winkelmann Gelegenheit, sich frühzeitig auszubilden, theils durch den mündlichen Unterricht seines Lehrers, theils in der treflichen Bücherfammlung, welche derselbe besaß. Zu dieser Zeit beschäftigte er sich vorzüglich mit der lateinischen Litteratur, las von den römischen Autoren alles, was leserlich ist, und machte sich eine Menge von Collektaneen, die er über alles schätzte und als seinen größten Reichthum betrachtete. Man will damals an ihm eine grosse Gleichgültigkeit gegen die sogenannten höhern Wissenschaften bemerkt haben, und dafür einen desto größern Hang zu der Känntniß der alten Sprachen, der alten

Schriftsteller und überhaupt zu allem dem, was alt ist. Er pflegte öfters seine Mitschüler zu ermuntern, die Sandberge vor der Stadt Stendal durchzuwühlen, um alte Urnen, oder auch nur Scherben davon, aufzusuchen, die er dann als Heiligthümer sorgfältigst bewahrte. Von ihm hat die dortige Schulbibliothek noch einige Geschenke dieser Art.

Winkelmann gieng von Stendal nach Berlin in das köllnische Gymnasium, bald aber, weil er dort seinen Unterhalt nicht fand, nach Stendal zurück. Hier erwarb er sich unter den Chorschülern, deren Vorgesetzter er wurde, alles, was er für sich, selbst auch für seine Eltern nöthig hatte, und wanderte endlich im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters, mit wenigen Thalern, die ihm aus den Händen seiner Freunde zugeflossen waren, auf die hallische Universität. Hier hörte er nur wenige Vorlesungen an; vielmehr setzte er das Studium der Alten bey seiner Nachtlampe desto fleißiger fort, welches durch das geistige Vergnügen, das damit verknüpft ist, ihn für den Mangel an den Bedürfnißen

des

des Lebens vollkommen entschädigte. Ein weichliches, wollüstiges, gemächliches Leben war ohnehin nicht seine Sache. Er war gewohnt, sich mit kalter Kost zu befriedigen, und selbst die größte Noth und Armuth konnte den Eifer nicht schwächen, mit welchem er auf seiner gelehrten Laufbahn forteilte.

Nach zurückgelegten akademischen Jahren nahm er bey einem Amtmanne im Halberstädtischen die Stelle eines Hauslehrers an. Sein ganzer Zweck aber war, fremde Länder zu sehen; er gab wirklich nach Verlauf eines Jahrs seine Stelle auf, und trat den Weg nach Paris zu Fuße an. Schon hatte er Frankfurt am Mayn hinter sich, und war bis nach Gelnhausen gekommen, als ihn die Kriegsunruhen in den dortigen Ländern nöthigten sein Vorhaben aufzugeben, und wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Bald wurde er Hofmeister einiger jungen Herren, und kurz darauf erhielte er das Conrektorat zu Seehausen, ein Amt, welches mit wenigen Einkünften und unerträglicher Arbeit im Schulstaube verknüpfet war. Hier setzte er nicht nur seine Bemühungen fort, die Alten

zu

zu studieren; sondern er lernte durch eigenen Fleiß, ohne einen mündlichen Lehrer zu haben, die neuern Sprachen, besonders die wälsche und englische. Denn sein ganzes Vorhaben war noch immer, fremde Länder zu sehen. Er blieb in Seehausen bis in das Jahr 1748. Unterdessen war sein alter Vater gestorben, und er hatte nun freye Hände, seiner Neigung zu folgen. Der Graf Bünau (der erste unter den deutschen Geschichtschreibern) rief ihn zu sich und ernennte ihn zu seinem Bibliothekar.

Jtzt war Winkelmann in seinem Elemente. Er brachte durch seinen Fleiß den vortreflichen Bünauischen Bücherschatz (welcher gegenwärtig eine Zierde von Dresden ist) in Ordnung, und vermehrte denselben durch Ankaufung ganzer Bibliotheken, aus welchen die schätzbarsten Bücher ausgelesen wurden. Seine Glückseligkeit ward noch grösser, weil er endlich das fand, was er so lange gesucht hatte. Der Graf Bünau, ein deutscher Peireiscius, schickte ihn nach Wälschland, um dort für ihn seltene Bücher und Alterthümer zu sammlen. Aber eben dadurch büßte Bünau

seinen

seinen besten litterarischen Freund ein. Denn, sobald Winkelmann in Italien war, verging ihm die Lust, wieder nach Sachsen zu gehen. Er schickte dem Grafen eine Menge von römischen Seltenheiten, bat sich aber die Erlaubniß aus, in Wälschland zu bleiben; und er erhielt sie.

Von hier aus hebt sich die neue, glänzende Periode seines Lebens an, welche schon genug bekannt ist. Wir haben nur das nacherzählen wollen, was seine ersten Jahre betrift, und wovon viele unserer Leser am wenigsten unterrichtet sind.

Mein Herr Einsiedler!

Sie haben in dem ersten Stücke ihrer Wochenschrift versprochen, zuweilen nützliche Bücher anzukündigen, und zu beurtheilen. Ich, ihre fleißige Leserin, erinnere sie an dieses Versprechen; ja ich fordere im Namen des guten Geschmacks die Erfüllung desselben von ihnen. Ich und eine meiner Freundinnen haben die Hälfte unserer Spielgelder bestimmt, uns gute Bücher zu kaufen; aber wir kennen deren nur wenige. Gellert und Rabener und Zacharia und Wieland machen jetzt unsere ganze Bibliothek aus. Es muß doch wohl noch mehrere schöne Schriftsteller geben; und sie müssen solche doch wohl kennen? Ich bitte sie, machen sie uns nach und nach einige nahmhaft, damit wir unsere Frauenzimmerbibliothek erweitern können. Ohne Zweifel finden sie unter ihren Lesern und Leserinnen mehrere, welche eben das wünschen. Ich bin u. s. w.

Antwort des Einsiedlers.

Um auf ihren Brief zu antworten, müßte ich zwey ganze Bücher abschreiben, die überall in den Buchläden zu finden sind, Nämlich des Herrn Formey Conseils pour former une Bibliotheque peu nombreuse, mais choisie; und des Herrn Stockhausens Bibliothek für die Liebhaber der Litteratur. Beyde Bücher enthalten in ziemlicher Vollständigkeit den ganzen Umfang der französischen und deutschen feinen Lektüre, und können sehr füglich die Grundlage zu der Büchersammlung seyn, zu welcher sie die Unkosten dem Dämon des Spiels entziehen wollen. Indessen erlauben doch Formey und Stockhausen, besonders der letzte, hier und dort noch Verbesserungen, Einschaltungen und Zusätze, deren man einige in Schmidts Theorie der Poesie, andere in der allgemeinen deutschen Bibliothek finden kann, obgleich die letztere den Hrn. Stockhausen viel zu verächtlich und unbillig behandelt. Der Einsiedler hat seine Wochenschrift nicht eigentlich zu der Ausführung Litterarischer Gegenstände bestimmet; doch wird

er vielleicht in der Folge einen Theil ihres Verlangens zu befriedigen suchen.

Ich wünsche ihnen übrigens Glück zu der vortreflichen Denkungsart, die sie antreibt, einen Fond, der zu so einer leeren Zerstreuung, wie das Spiel ist, gewidmet worden, auf geistige Vergnügungen zu verwenden. Die erste Wahl eines Wieland, Gellert, Zacharia und Rabener beweißt ihren guten Geschmack. Ich möchte, daß sie bey dem nächsten Einkaufe einen Hagedorn, Haller, Dusch, Lichtwehr, Sulzer, Gleim, Ramler, Weiße, Jakobi — und — wenn sie Muth genug dazu haben — einem Klopstock und Denis hinzufügten. Auf diese Art hätten sie einstweilen zu lesen genug, bis ich wieder die Ehre habe, mit ihnen zu sprechen. Ich bin u. s. w.

Der Einſiedler.

Zwölftes Stück.

Prolog

zum Romeo und Julie.

Die ihr den ſüßen Schmerz erwärmtes Seelen fühlt,
Wenn tief in eurem Mark ein fromdes Mitleid wühlt,
Aus weichem Wachs geformt, empfindungsvolle Buſen,
Zur Tugend eingeweiht, und offen für die Muſen,
Euch reizt das Poſſenſpiel, das wie der Pöbel ſpricht,
Und nur den Pöbel reizt, vom Kärn des Theſpis nicht.

Wer sonder Ueberdruß Polischinellen h
Dem sag ich, daß sein Ohr der Mensc
Würd' entehret.
Der muß ein Skapin seyn, dem Sk
Sack gefällt,
Und nur dem Arlekin ist Arlekin
Held.
Wenn aber Sophokles, im prächtigen
thurne,
Die Tugend, groß im Glück, und g
an der Urne
Mit starken Zügen mahlt; wenn S
spears Muse täusch
Voltaire Wunder thut, Racine Z
heischt:
Dann weint der Menschenfreund, der
liche, der Weise;
Und jede Thräne fließt der Menschlichkei
Preise. —

Heut zeigt mit Schwerdt und Gift,
aufgelößtem Haar
Sich euch die Schauspielkunst, im trag
Talar!
Wenn nicht mehr euer Ohr, vom
verwöhnet,

Voll von des Britten Ton, die deutsche Mu-
se höhnet; —
So höret Julien, hört wie Romeo spricht,
Und, könnt ihr Felsen seyn, so fühlt sein
Leiden nicht!
Könnt ihr der Menschlichkeit noch eine Thrä-
ne zollen; —
Sie wird auf Julien und ihre Asche rol-
len.
Weint dann ein schönes Aug — o Beyfall,
der uns mehr,
Als zugeklatschtes Lob der großen Menge,
wär!

An den Einsiedler.

Lieber Herr Gevatter!

Wundern sie sich nicht, wenn ich sie so nenne! Seit der Zeit ich Dero Einsiedler lese, will mein jüngster Bube um des Geyers Gewalt ein Einsiedler werden. Wenn sie unserem Geschlecht etwas Gemeinnütziges erzehlen, was Schönes versprechen, oder etwas Witziges aufstekeln, da lobe ich den Einsiedler, und das hat sich der Knabe gemerkt. Der Mann, Mama, fragte mich mein Fritzchen, wohnet doch in Wien? hat doch schöne Bücher? weis doch zu lesen und zu schreiben? Freylich weis er das alles, und er wohnet in Wien, war meine Antwort, und da will nun einmal für allemal der Knabe ein Einsiedler werden. Ich hätte nichts dagegen, wenn nur unter den Einsiedlern mehr Treu und Glauben gefunden würde. Da versprechen sie uns im Anfang meinem Geschlecht eine schöne Bücherliste zu machen, und wie eine meiner lesenden Schwestern sie

an ihrem lieben Wort erinnert, da haben wirs? so weisen sie uns an Formeys Conseils, und Stockhausens Bibliothek; heißt das sein Wort halten, uns Mühe ersparen, uns lauter gute Speisen auffetzen? da mag ein Gelehrter sich aus dem Wust von Büchern etwas auswählen, aber wir? ja wären es Bänder, Spitzen; aber aus Bücher wählen? da bewahre mich der Himmel vor! können sie nicht als ein deutscher Bidermann grade sagen, was sie vor die demüthige Unterthanen ihres hochweisen Geschlechts für Gut finden? und dann in ihrer kurzen angehängten Liste, wie der Weiberfeind da hervorschauet! keiner Gräfin Sternheim, keiner Unzerin, keiner Karschin, keiner — machen sie nur die geringste Erwehnung. Ich mache ihnen vor diese Geschlechtsliebe einen schönen Knicks; und nun schließen sie so spöttisch? Wenn sie Muth genug haben einen Klopfstock und Denis hinzufügten. Wir Frauen sollten keinen Muth haben? Ey da sollten sie doch nicht an zweifeln, die Barden sehen ja so aus wie Küraßiers, und welcher Held hat sich über unsern Muth beklaget. Doch genug,

ich verbleibe Dero fernere Leserin und unbekannte Freundin u. s. w.

Antwort des Einsiedlers.

Allerdings wundre ich mich, daß sie mich Herr Gevatter nennen, weil die Ursache, welche sie von dieser Benennung angeben, selbst wunderbar ist. Wenn ihr Fritz ein Einsiedler werden will, so bin ich deswegen sein Pathe nicht, und verdiene also noch lange nicht die Ehre, welche sie mir durch ihre freundschaftliche Anrede erzeigen wollen. Sind sie aber gesonnen, das Compliment, welches sie mir hierdurch machen, künftig einmal zu realisiren, so bin ich bereit, ihre Befehle zu vollziehen. Nur soll ihr lieber Fritz ums Himmels willen lieber ein Minister, General, oder Bischof, oder alles andere eher werden, als ein Einsiedler. Der Stand eines Eremiten von meiner Art erheischt eine ganze Reihe von Probejahren, und die Unbequemlichkeiten, welche damit verknüpft sind, überwiegen weit das Vergnügen der stillen Zufriedenheit, die mich durch den Rest meine

Tage

Tage bis in das Grab begleiten wird. Schon einmal habe ich versprochen, meinen Lesern eine Reisebeschreibung von dem Wege zu liefern, auf welchem ich ein Einsiedler geworden bin; hier finde ich eine bequeme Gelegenheit, indem dieser Brief ohnehin gedrucket werden muß, weil ich ihre Wohnung nicht so genau kenne, als sie meine Einsiedlerey gekannt haben.

Die gütige Mutter Natur hatte, als sie mich in diese Unterwelt sendete, mit einer nur allzu feurigen Einbildungskraft, mit einer warmen empfindsamen Seele und mit einer mäßigen Portion von Beobachtungsgeist und Reflexionsgabe mich ausgestattet. Die Imagination stellte mir alles, was ich sahe, in einer idealischen Gestalt vor, und da ich von Jugend auf immer einen größern Hang hatte, die moralische Welt zu beobachten, als die physische; so kam mein weiches, fühlendes Herz der Einbildungskraft zu Hülfe, und beyde sahen und empfanden mit einander nicht sowohl das, was ist, als vielmehr das, was seyn sollte, lauter gute, wohlthätige, gerechte, edle Menschen und

Menschinnen, deren Tugenden göttlichen Ursprungs, und rein von Uneigennützigkeit, deren grösste Laster nur menschliche Fehler, und deren Fehler höchstens nur Fehler des Leichtsinns und der Unachtsamkeit wären. Durch den freundlichen Blick eines Mitmenschen, oder durch den Ausdruck einer leidenden Seele auf dem Gesicht, ward ich geschmolzen, wie Wachs; man konnte mich formen und mir eine Stellung geben, wie man gern wollte. Man sagte zu mir: sey Freund! und ich war es. Man sagte: hilf mir! und ich half, so lange ich konnte, oder, wenn mich die Kräfte verliessen, so gieng ich in einen einsamen Winkel und weinte über mein Unvermögen. Viele Erfahrungen von Bosheit, Falschheit, Heimtücke, Ränken, Cabalen, componirten Gesichtern, die uns ihre lächelnden Minen für unser Geld verkaufen, konnten mich lange nicht von dem Gedanken und von dem Gefühl zurückbringen, alles sey gut, und ich war immer in dem Zirkel derer, die mich kannten, der große Entschuldiger alles des Bösen, was die Menschen nach althergebrachter Weise ihren Mitmenschen zufügten. Nach und nach aber wurde

die-

dieses Gefühl durch mehrere Beobachtungen, und selbst durch fleißig angestellte und wiederhohlte Experimente geschwächt, es blieb aber dessen noch immer genug übrig, um mich bey erträglich guten Gedanken von der Menschheit zu erhalten und zu verhindern, daß ich nicht, wie mein Nachbar, der Baron Bourru, ein Menschenfeind würde. Ich gab es nunmehr zwar zu, daß viele Menschen böse sind; aber ich behauptete mit Eifer und Inbrunst, daß es auch gute gäbe; ich bemühte mich diese zu suchen, und ich fand sie.

Aus allem dem entstand das System meiner Einsiedeley, die, in gewissem Betracht, nichts weniger, als Einsiedeley, ist. Es besteht darinn, daß ich aus dem ganzen Gewühl von Menschen, durch welches ich mich durchdrängen muß, einige wenige wähle, die ich genau, ganz in ihrer wahren ungeschränkten Natur kenne, die rechtschaffen, glatt und edel sind, daß ich mit diesen, an ihren freundschaftlichen Händen, den Weg nach der höhern und ewigen Bestimmung fortwandere, ohne weder zur Rechten, noch zur Linken zu

schauen, daß ich die übrigen Menschenkinder liebe mit der allgemeinen Menschenliebe, nie hasse, aber auch nie in das Sanhedrim meiner Vertraulichkeit aufnehme, daß ich mich endlich bemühe, noch immer in der Welt, so lange ich hienieden walle, so viel Gutes zu thun, als ich mit eingeschränkten Fähigkeiten und Kräften zu thun im Stande bin, und überhaupt so zu leben, daß ich wieder kommen dürfte, dafern es ein großes Platonisches Jahr, oder eine Wiederbringung aller Dinge geben sollte.

Sehen sie, meine liebe Frau Gevatterinn, weil sie es doch zu seyn wollen, dies ist meine Einsiedeley, und den Weg dazu habe ich ihnen beschrieben. Schicken sie ihren guten Fritz nicht auf diesen Weg; er ist zu rauh, zu ungebahnt, zu holpricht; und gleichwohl muß man fast bey jedem Schritte das Weggeld bezahlen. Bilden sie ihr gutes Kind lieber frühzeitig durch fremde Erfahrungen aus, ehe es noch eigene machen kan. Flößen sie ihm, mit den guten menschenfreundlichen Gesinnungen, auch die Lehren der wahren Klugheit ein, damit er weder ein eigen-

nü-

nützliger Kluger, noch ein unkluger Unzeigennützliger werde. Sagen sie ihm, daß Tugend, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Weisichtigkeit sich durch sich selbst belohnen — oder lieber sagen sie es ihm nicht, sondern lassen sie es ihm fühlen in lehrenden Geschichten, oder Fabeln, oder am besten in lebenden Beyspielen, wie man sie täglich sehen kann. Auf diese Art wird er sich viele Mühseligkeiten ersparen, die ihr Gevatter der Einsiedler ertragen hat, ehe er mit aller seiner Philosophie zum Ziele gelangt ist.

Was muß es nicht für ein himmlisches Vergnügen seyn, Mutter zu heißen von einem Kinde, welches so gebildet ist, wie ich es ihnen zutraue, daß sie das ihrige bilden werden!

Ich beantworte den übrigen Theil ihres mir so angenehmen Briefs. Vermuthlich ist es Scherz, wenn sie sagen, daß unter den Einsiedlern wenig Treu und Glauben gefunden würde. Denn ich wenigstens habe nie versprochen, dem schönen Geschlecht eine schöne Bücherliste zu geben. Gute Bücher

habe ich wollen zuweilen bekannt machen; aber eine Bücherliste für das schöne Geschlecht? Hierzu gehörte ein eigenes Buch, welches ich ihnen vielleicht noch einmal schreiben werde, unter der Bedingung, daß sie und 200 geschmackvolle Leserinnen mich gar schön darum bitten. Im Formey und im Stockhausen finden sie fast lauter gute Bücher angezeigt, fast lauter gute Schüsseln aufgesetzt — nur wenige, wo sie den Teller vorbeylassen werden. Meine kleine angehängte Liste wäre zum Anfange auch schon genug. Wenn sie den Hagedorn, Haller, Dusch, Lichtwehr, Sulzer, Gleim, Ramler, Weisse, Jakobi, Klopstock, Denis, und die vorherbenannten Wieland, Gellert, Zachariä und Rabener durchgelesen haben, so werde ich ihnen auf den ersten Wink zum Besten der Buchhändler einen ziemlichen Catalog von allerley Schriften zusenden, die sie vielleicht in den nächsten drey Jahren nicht durchlesen werden.

Ich bitte ihr ganzes Geschlecht um Verzeihung, daß ich in meinem vorigen Stücke keine Sternheim, *) keine Unzerin, keine

Kar-

*) Die Fräulein von Sternheim, meine Freundin, wird

Karschin genennt habe. Aber ich hatte auch einen Leßing, einen Opitz, einen Wernike, einen Kanitz, einen Gerstenberg, einen Kästner, einen Massalier, einen Logau — und wer weiß, wie viele andere nicht, genennt! Für Klopstock und Denis zitterte ich, nicht deswegen, weil meine vorige Correspondentin ein Frauenzimmer war, sondern deswegen, weil selbst wenige Männer Muth genug haben, diese großen Dichter zu lesen. Ich habe also nicht gespottet; oder wenn ich es gethan hätte, so wäre mein Spott von den demüthigen Unterthanen unsers hochweisen Geschlechts hinlänglich vergolten.

Ich bin mit vieler Hochachtung ꝛc.

Ge:

ihnen nächstens gehorsamst danken, daß sie ohne ihre Bitte ganz unvermuthet von ihnen in den Grafenstand erhoben worden. Sie verdiente es, und noch etwas mehr.

Gedichte nach den Minnesingern.

Berlin 1773.

Ich habe versprochen, zuweilen gute Bücher bekannt zu machen: Hier ist eins!

Zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser blühte die Dichtkunst. Kaiser (Friedrich der Zweyte) Könige, Marggrafen, Herzoge, Fürsten, Grafen und Herren waren deutsche Dichter. Sie stifteten Gesellschaften, ohngefehr von der Art, wie unsre itzigen Ritterorden sind, Gesellschaften, worinn der beste Dichter der beste Ritter ward. Dieß ist der Begriff, welchen man sich von den Minnesingern zu machen hat.

Der unbekannte Verfasser der angezeigten Schrift hat einige Gedichte der alten Minnesinger aus dem Minnesingerischen in das itzige Deutsche übersetzt. Ich werde künftig ein-

mal unterſuchen, ob er ſie gut überſetzt hat; itzt rücke ich einſtweilen eine Probe ein, die ihm gut gerathen iſt, und die verdiente von einem Ritter Gluck in Muſik geſetzt zu werden. Es iſt ein Morgengeſang:

Wohlauf! es tagt vortreflich ſchon;
Die Nacht muß ab von ihrem Thron;
Der Tag will ihn beſitzen!
Wohlauf, zu ſehn das Licht der Welt,
Wie's in die niedern Thäler fällt,
Und auf der Berge Spitzen!

Wohlauf zu fröhlichem Geſang!
Aus Einem Munde: Gott ſey Dank!
Er hat uns Seyn geboten!
Und alles war auf ſein Gebot;
Er iſt, er iſt, er iſt der Gott
Der Lebenden und Todten!

Wohlauf zur Arbeit! Schlaf iſt Tod!
Der träge Schläfer will ſein Brod
Nur eſſen, nicht verdienen;
Der Fleißige wacht auf, und lebt,
Und ſingt, und betet, pflügt und gräbt,
Und ſeine Felder grünen.

Der Einſiedler.

Dreyzehntes Stück.

Auszug eines Schreibens aus London.

— — — Geſtern war ich zu *Bedlam*, einem großen Spital, wo theils Arme, theils Kranke, theils Leute, deren Verſtand in den Mond des Arioſto geflogen iſt, ſchlecht genug verſorgt werden. Ohne Zweifel kennen ſie dieſen Ort ſchon aus den Schriften eines Swift, Pope und Arbuthnoth, welche Spötter darinn Quartiere für die preßhaften Schreiber ihrer Nation bereitet haben.

Die Armen und Kranken erweckten mein Mitleiden, und leerten meinen Beutel aus. Aber die ſogenannten Narren machten mich unwillig über die menſchliche Natur — —

so unwillig, daß ich beynahe das selbst geworden wäre, was jene waren, oder seyn sollten. Sollten — denn viele waren nach *Bedlam* geschickt worden, ehe sie Narren waren, um Narren zu werden. Und wer würde es auch auf diese Art nicht werden? Stellen sie sich, mein Freund, eine doppelte Reihe elender, stinkender, ungesunder Kerker vor, in welchen elende, stinkende, ungesunde Menschen auf versaultem Strohe liegen, in ihrem Miste, bey Wasser und Brod, Luft und Licht empfangen durch ein einziges kleines Luftloch, in welches die Neugierigen schauen, nicht um zu schauen allein, sondern über die Elenden zu spotten und ihnen so unwitzig als möglich zu sagen, daß sie Narren sind.

O Menschheit, dacht' ich, wo bist du? O Christenthum wo bist du?

Nehmen wir den gelehrtesten, wackersten, geschicktesten, weltklügsten, standhaftesten Mann und sperren ihn einige Wochen in einen solchen Kerker, bey einem solchen Futter, für solche Zuschauer ein! — Er wird, er muß ein Narr werden.

Die Beyspiele sind nicht selten, daß der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, der Mann die Frau, die Frau den Mann, alle verwandte ihre Anverwandten, unter dem Vorwande, sie wären närrisch, durch eine solche Einsperrung närrisch gemacht haben.

Oft erklärt man auch gewisse Reden, oder Handlungen für Narrheiten, die bloß Ausbrüche eines heftigen Enthusiasmus sind — eben des Enthusiasmus, welcher den großen Feldherrn, den großen Redner und den großen Dichter bildet. Ich habe zu Bedlam eine Frau gesehen, die für närrisch erkannt wurde, weil sie zu eifrig wider gewisse Veränderungen in der Constitution von England gesprochen hatte. Es war allenfalls Unklugheit, so frey zu sprechen; aber Narrheit war es gewiß nicht.

Das abscheulichste von allem ist dieß, daß man die wirklichen, oder seynsollenden Narren gleichsam an den Pranger, oder auf die Bühne stellt und jedem andern Narren erlaubt, jene zu sehen und zu verspotten. Ihre Verrückung des Hirns muß nothwendig

nicht nur erhalten, sondern vermehrt werden, wenn sie täglich den albernen Spöttereyen von jedermann ausgesetzt sind.

Ich weiß nicht, ob sie in Wien ein ähnliches Institut haben, weil ich nie in Wien gewesen bin. Zu Waldheim in Sachsen habe ich ein deutsches Bedlam gesehen, welches beynahe noch schlimmer ist, als das englische.

Einer meiner Freunde, welcher vermuthlich bey der nächstbevorstehenden Wahl der Parlamentglieder gewählt werden wird, ist patriotisch genug, um die Sache der armen Narren zu einer Sache des Staats zu machen, damit theils den schon vorhandenen bessere Unterhaltung verschaft, theils künftighin die Veranstaltung getroffen werde, daß man nicht mehr, wie so oft geschehen ist, diejenigen in Narren umschaffe, welche keine Narren sind.

Fortsetzung über die Gedichte nach den Minnesingern.

Einige Leser des Einsiedlers haben gewünscht, eine nähere Nachricht von den Gedichten nach den Minnesingern zu haben, als diejenige ist, welche das vorige Stück enthält. Ich entspreche ihrem Verlangen um so lieber, da ich sehe, daß das Buch hier selten ist, weil fast alle Exemplarien in Berlin aufgekauft worden. Der Verfasser hat es, wie ich höre, auf seine Kosten drucken lassen, und, zu einem rühmlichen Beyspiele der Menschenliebe, die ganze Auflage zwey armen Kindern geschenkt.

Man kan diese Gedichte auf dreyerley Art betrachten: erstlich bloß als Gedichte, ohne Rücksicht auf irgend ein Original, zweytens als Uebersetzungen aus den Minnesingern, und drittens als Nachahmungen derselben.

In der ersten Rücksicht, als eine neue Produktion des deutschen Witzes betrachtet, sind diese Gedichte wirklich gut, sehr gut, nicht weit von dem vortrefflichen entfernt. Man darf das erste das beste aufschlagen, um etwas wahrhaftes für den Geist zu finden. Wie deutsch und wie wahr ist nicht folgende Ansrede an Gellmar, nach dem tugendhaften Schreiber!

Dem Hofe sing ich Weh und Weh,
An dem ich einen Fürsten seh,
Der böses Hofgesinde hegt,
Das Laster die Laster der Schande trägt,
Und den dabey von untragbarer Schwere
Die Tugend drücket, und die Ehre.

Wo diese beyden Scepterführer sind,
Da wär' ich Vater, oder Kind,
Da wär ich Gast und alles gern;
Ich wünschte, glaub' ich, mich zum Herrn
Des Hofes selbst. —

Wo Treu und Wahrheit lebt,
Mit allem diesen Hofgesinde,
Nach welchem mein Gemüthe strebt,
Den Hof such' ich, ob ich ihn finde? —

Ein Klagelied nach dem Herrn Walther von der Vogelweide beweist, daß eine gewisse nicht sehr edle Denkart unseren Vorfahren eben so eigen war, als sie uns ist.

O weh, o weh, in deutschen Landen,
Wer Kupfer, Silber, oder Gold
Nicht hat, dem sind zu seinen Schanden
Nicht Engel und nicht Frauen hold.
Der mag von Witz und Mannheit starren,
Er scheint, als wie von seinem Gott
Verlassen; ist ein Spott der Narren,
Und fast der Weisen Spott!

Beynahe müßte ich das ganze Buch abschreiben, wenn ich alles Schöne, Treffende, gut Gedachte, und gut Versificirte abschreiben wollte.

Aber — Uebersetzung aus den Minnesingern! dies ist es nicht, und kan, es nicht seyn.

Es ist es nicht; man darf nur ein einziges Gedicht mit dem Original vergleichen, um diesen Ausspruch zu erweisen. Es sey das vom tugendhaften Schriber an Gellmar! Die Urkunde lautet so:

So we dem hove der so rehte hovenlichen ste
So we dien hove lüten wo dien hove herren,

We der ſanfte treit der ſchanden laſt
Und dabi dunket tugend und ere ſwere
Swa diſiu beidiu hant gewalt
Da iſt vil wunnen bi
Swa aber diu ſchande rihſet
Da iſt der hof gar eren vri .
Da wolt ich gerner weſen gaſt
Dann ichs der hove herre ſelbe were
Noh weis ich wohl wa trûwe lebet
Mit wahrheit und mit allem ihr geſinde
Darnach min gemuet ſtrebet
Da will ich hin da ich den hof ſo wonnekli-
chen finde.

Hier hat der neue Dichter augenſcheinlicher Weiſe den Sinn des alten verfehlt. Der alte will ſagen: Wehe dem Hofe mit den eigentlichen Höflingen! Wehe den Hofleuten, und den Herren ſelbſt, wo man die Schande leicht, Tugend und Ehre aber ſchwer erträgt! Sobald Tugend und Ehre Gewalt haben, da iſt viel Wonne dabey. Wenn aber die Schande regieret *); da iſt der Hof gar ehrenfrey. Da wolt ich lieber Gaſt ſeyn, als Hofherr ſelbſt.

*) Vermuthlich hat der Verfaſſer geglaubt, rihſet hieſe ſo viel, als hinweggereiſet.

ſelbſt. Noch weiß ich wohl, wo Treue lebet, mit Wahrheit und allem ihren Geſinde, nach welchem mein Gemüthe ſtrebet. Dort will ich hin, weil ich den Hof ſo wonnevoll finde. Der neue Dichter läßt dem alten grad das Gegentheil von dem ſagen, was jener geſagt hat.

Da wär ich Vater, oder Kind,
Da wär ich Gaſt und alles gern;
Ich wünſchte, glaub ich, mich zum Herrn
Des Hofes ſelbſt —

Nein! lieber Gaſt, als Herr wollte der tugendhafte Schriber ſeyn, an einem ehrenfreyen (ehrenloſen) Hofe.

Eigentlich können die Minneſinger gar nicht in unſere jetzige Sprache überſetzt werden. Ausdrücke, die bey ihnen naiv und edel ſind, werden bey uns entweder grob und unedel, oder ſie verlieren ihre eigenthümliche Bedeutung.

Ich beſinne mich, ein kleines Minnelied irgendwo geleſen zu haben, folgendes Anfangs:

Ich will miner Frouwen muothen
Daſz ſi mir genædig ſi
Der vil reinen der vil guoten
Waer ich gerne nahe bi.

Hier hat beynahe ein jedes Wort eine andere Bedeutung, als es jetzt hat. Frau, oder Frauwe war damals dies, was jetzt Frauenzimmer, oder Dame heißt: nicht eben ein Eheweib. Gnädig war nicht die heutige Gnade. Mit den Ehrentiteln rein und gut würde man im achtzehnten Jahrhunderte einem Frauenzimmer ein schlechtes Compliment machen; und die letzte Zeile: *Wer ich gerne nahe bi* würde vielleicht für eine der größten Grobheiten gehalten werden.

Doch übersetzen wollte unser Verfasser auch nicht; nachahmen wollte er, Gedichte nach Minnesingern machen, ohngefehr, wie Gleim Lieder nach dem Anakreon gemacht hat.

Hat er gut nachgeahmt? Wir wollen sehen! Und wenn wir genug gesehen haben, so werden wir finden, daß er bloß den Stoff seiner Minnesinger nach seiner Manier behandelt hat, die in ihrer Art gut, aber grad das Gegentheil von der Manier der Minnesinger ist.

Herr Reinmar von Zweeter gab seiner Tochter folgende gute Lehre:

Ein ledig wib niht werbe umb die mann
Es staht niht wohl
Doch will ich üch bescheiden

Wie

Wie es ein frowe wol mit eren tuot,
Si sol sich flissen reiner sitte
So das ir wibes guete und wibes tugende volge
mitte
Und das dabi ir ere an allen vieren enden
wol behuot
Si sol sprechen lachen und schimpfen
Also das si sich tiure mit Gelimpfen
Mit wibes tugend ir lob gemeren
Si selig frowe di also kan
Mit rechter wise erwerben man
Und minne Got in kans niht bessers lehren.

Dies ist eine der treflichsten Sittenlehren, die an das Buche Sirachs angeheftet werden sollte. Unser Verfasser ahmet sie nach, aber wie? Er macht den alten guten Reinmar zu einem neuen galanten, artigen, witzigen Liederschmidt:

Mein Töchterchen bewerbe sich
Um keinen Mann, es steht nicht wohl;
Will's aber einen, so will ich
Sie lehren, wie sie's machen soll.
Sie soll der allerreinsten Sitte
Beständig sich befleißigen;
Sie soll von allen Tugenden
Begleitet gehen in der Mitte.

Sie soll in Sanftmuth Heldin seyn,
Und sprechen, tanzen, lachen, scherzen,
Als wie die Unschuld, und von Herzen
Gott fürchten, aber ohne Schein.

Die Weisen alle soll sie ehren;
Du lächelst, Töchterchen, mich an!
Die Kunst zu werben einen Mann,
Ich kan sie dir nicht besser lehren.

Gut! Ich habe nichts wider diese Strophen wiefern es neudeutsche Verse sind, einzuwenden. Aber der alte Reinmar ist hinweg! Es ist kein Gedicht nach dem Minnesinger, sondern ein Gedicht über einen Gegenstand, welchen Reinmar auch besungen hat. Die dortrefliche Lehre: das dahi ir Ere an allen vieren Enden wol behoor, war so naiv gesagt, daß der Nachahmer sie billig nicht hätte vergessen sollen.

Ein Herzog von Anhalt empfieng den Winter mit folgenden Versen:

Ich will den winter empfahen mit Gesange
Alle swigen stille die kleinen vogelin
Ich en wart noh nie so von sime getwange
Drs ich dar in lieze die minne freide sin
Des danke ich doch der vil lieben frouwen min
Ir roter mund ir roeselehter wange

Ir

Ir gunte und ir wol liechtvarwer schin
Zieret ein lant wol al umbe den rin.

Nun die Nachahmung:

Der Winter kommt behangen
Um seine blaßen Wangen
Mit Flocken und mit Eiß!
Er kommt und färbt die Felder,
Die Wiesen und die Wälder
Und alles, alles weiß.
Die Sänger auf den Zweigen,
Die kleinen Vögel schweigen,
Und ziehn aus ihrem Hayn;
Ich aber, ich empfange
Den Winter mit Gesange,
Den Winter, ich allein.
Denn ihm, dem Schneeerfinder,
Trotz ich, ein Ueberwinder,
Und wär er noch so rauh.
Mit Feuer in dem Busen
Für meine lieben Musen
Und meine lieben Frau.

Der Leser mag selbst urtheilen, wie weit der alte simple Poet die aufgestutzten modischen Reime seines Nachahmers hinter sich läßt.

Poppo (nicht Boppo, wie ihm der Verfasser nennt), schrieb ein Gedicht, welches wohl in einer Sammlung von geistlichen Liedern eine Stelle verdiente:

Ob al der werlte gar gewaltig were ein man
Und ob sin sin durchsinde das nie sin dursan
Und ob er wunder were uber elliu wunder
Ob in geliuke truege unz an der himmel stein
Und ob er kunte briuven wissen und zeln
Des mers gries die sternen gar besunder
Ob sin kraft eine tusent risen
Manlich mœhte ervellen und twingen
Ob hohe berge und velse risen
Dur sin gebot und ob er mœhte bringen
Swas wasser vür erde birt
Swas wont von grunde unz an den thron der Sunnen
Ob im ze rechten ê gegeben nah wunsche
Were ein wib in eren wunnen
Küsche und reine wol gezogen der schœn ein übergulde
Und ob er mit ihr solte leben gar tusend jar,
Was were es danne und ob er niht erwürbe Gottes hulde.

Hieraus hat der neue Dichter etwas gemacht, was sich ziemlich wohl lesen läßt,

aber lange nicht die Stärke des Poppo'ero reicht.

Wär auf der Welt ein großer Mann
Ein Herkules, ein Zengiskan,
Ein Teut, ein Leibnitz, Hipplas,
Ein Cäsar, ein Pythagoras,
Ha! dessen Sinn durchsonnen hätte das,
Was Sinn noch nie durchsann;
Wär er ein Wunder aller Wunder,
Nach tausend Jahren, wie jetzunder,
Hüb ihn Fortuna himmelan;
Hätt' er die Kraft von tausend Riesen
In hundertausendem bewiesen
Hätt' er die Weisheit aller Weisen,
Drang er mit seinem Heer bis an den Ganges durch,
Und müßten tausend Marmorfelsen reißen,
Zu seyn Gesimse seine Burg;
Könnt er mit Fittigen des Windes sich
Von seinem Thron zum Thron der Sonne schwingen,
Und Wasser, Feuer, Erde, Luft,
Ja einem selbst erfundnen Schiff
Auf einen Pfiff
Zu Jupiters Trabanten bringen.
Und hätt' er noch zum Zeitvertreib

Auf tausend Jahr das schönste Weib,
Das ihm, wenn es Masarions
Und meiner Betty Küsse küßte,
Die Fröhlichkeit Anakreons
Ins Herz zu geben wüßte;
Hätt' aber dieser Wundermann
Nicht Gottes Huld, was hätt er dann?

Wie männlich spricht der alte Poppo? Und wie geziert, künstlich mit seiner Belesenheit geschmückt, der junge Poppo? Und warum redet dieser, bey einer so ernsthaften Materie, von den Küßen seiner Betty? Das keusche reine wol gezogene wib des alten ist anständiger, als alle Küße einer neuern Betty.

Dergleichen Anmerkungen könnten fast über jedes Stück in dem vorliegenden Buche gemacht werden. Hätte der Verfasser nicht seine Lieder für Nachahmungen der Minnesinger hergegeben, so könnte man wenig daran tadeln. Aber die Copie gegen das Original! —

Der Einsiedler.

Vierzehntes Stück.

Von der Einsamkeit.

In einer kleinen Schrift, welche der Einsiedler vor einigen Wochen angezeigt hat, bemüht sich einer unsrer grösten Aerzte und Weltweisen, Herr Zimmermann zu Hannover, die Grundquellen aufzusuchen, aus welchen die Neigung einiger Menschen zur Einsamkeit entspringt, und diese Abweichung von dem allgemeinen Triebe zu der Geselligkeit, aus geistigen und körperlichen Ursachen zu erklären.

Ehe der Einsiedler seine eigenen Gedanken über diese Materie sagt, kan ein kurzer, mit einigen Anmerkungen begleiteter Auszug aus

der Zimmermannischen Schrift eine schickliche Stelle erhalten.

Durch Einsamkeit versteht Herr Zimmermann jede Entfernung von der Gesellschaft der Menschen. Er weiß auch, daß man einsam seyn kan außer den heiligen Mauern eines Klosters, oder außer dem Bezirke einer stillen ländlichen Gegend. Der Umgang mit sich selbst ist in jeder großen Gesellschaft und in der volkreichsten Stadt eben so möglich, als in den Wüsten von Lybien, in den hohen Bäumen von Japan, und in dem Kloster der Trappe. Montaigne fand sich nur „in großen Gesellschaften einsam.

Es ist also ein Unterschied zwischen der Einsamkeit eines Robinson Crusoe; zwischen der Entfernung von allen zweyfüßigten unbefiederten Geschöpfen; und zwischen derjenigen eines Newton und eines Montaigne, die entweder mehr mit abgezogenen mathematischen Begriffen, oder mehr mit sich selbst und ihrer eigenen Seelenführung (dieses Wort in Wortverstande genommen) sich beschäftigten, als mit dem Gewicht ihrer Mitmenschen.

Newton, nachdem er das ewige System der Natur entdecket hatte, war mitten in einer feinen politen Gesellschaft einsam genug, um sein Fächer einer schönen Dame, statt eines Tabacks Stopfers zu brauchen. *)

Montaigne wich den Menschen aus, nachdem er sie genug studirt hatte, und belustigte sich mit seiner Katze, von welcher er glaubte, daß sie wenigstens eben so klug sey, als er.

Hier ist dem Herrn Zimmermann ein Wortspiel entwischt, welches in eine philosophische Schrift nicht gehört. Kunst zu leben, heißt bald die Kunst sein Leben zweckmäßig zu vollführen, die Laufbahn hienieden vergnügt, ehrenvoll und gemeinnützig durchzulaufen; bald aber die Kunst, sich schmackvoll zu kleiden, einen guten pört des bras. zu haben: fleißig aufzuwarten, und sich sehen zu lassen, schöne Sachen, oder nichts zu sagen, bongré malgré zu spielen, sein Geld zu verlieren, fleißig in die Spectackel zu gehen, um seine Leute zu sprechen, und mit

*) In England wird Toback geraucht, auch in Gesellschaft von Damen, welches man um die Stelle des Tap-

einem Worte, alles das zu thun, was man thun kann, ohne weder das Hirn zu erschüttern, noch das Herz zu Bewegung zu bringen.

Jenes ist die Kunst des Weisen, oft des einsamen Weisen; dies ist die Kunst des Hofschranzen.

Aristippus suchte beyde Künste auf eine philosophische Art zu vereinigen. Er war mit aller seiner Weisheit zugleich der biegsamste Hofmann; und hierdurch trat er die Philosophie des Plato mit Füssen, wie Diogenes den Stolz desselben getreten hatte.

„ Sehr gute Köpfe sind zwar oft für die Vortheile der Einsamkeit gar nicht fühllos, aber sie opfern doch lieber die Vergnügungen des Verstandes den Vergnügungen der Sinnlichkeit auf; ihr Wille ist zu den Bemühungen der Einsamkeit nicht stark genug. Schlechte Köpfe hassen oft die Einsamkeit, weil sie da am deutlichsten fühlen, wie schlecht ihre Gesellschaft ist. „

Nach diesem Vorbericht spürt Herr Zimmermann den Gründen nach, die einigen Menschen die Liebe für das gesellschaftliche Leben einflössen, und andern die Liebe für die Einsamkeit.

Jene sind leicht zu finden. Der Mensch ist für den Menschen geschaffen. Ein eigenes Vergnügen quillt aus dem Umgange mit unsern Mitgeschöpfen. Ein Kind, selbst zuweilen ein Mann, wird sich mit einem Hunde unterhalten, wenn ihm die Gesellschaft seiner Mitmenschen fehlt. Die Langeweile, diese schreckliche Krankheit der Seele, ist eine mithelfende Ursache, den Trieb der Geselligkeit zu stärken, ob wir sie gleich nicht mit Herrn Zimmermann bloß durch die Abwesenheit angenehmer Ideen beschreiben möchten. Selbst verdrußliche, ärgerliche, schmerzhafte Empfindungen können die Langeweile verdrängen. Laokoon hatte gewis, als er von den Ungeheuern umwunden war, keine angenehme Empfindung; aber Langeweile hatte er gewis auch nicht. Diese befällt uns nur dann, wenn wir aus Mangel an Unterhaltung die Fortschreitung der Zeit stärker und lebhafter

fühlen, als die Fortschreitung der Dinge, welche in der Zeit sind; wenn wir fleißig nach der Uhr sehen und fragen müssen: wird es bald sieben, wird es bald zwölf schlagen? Sie ist eigentlich das Leere in einer Seele, die gern mit Vorstellungen erfüllt seyn möchte.

Es giebt, sagt Herr Zimmermann, zwo Arten der Langweile. Die eine ist Eckel vor sich selbst; die zwote ist Eckel vor andern. Jene ist eine Quelle des Triebes zum gesellschaftlichen Leben, diese eine Quelle der Neigung zur Einsamkeit. Alle Menschen sind der Langeweile unterworfen; ein gemeiner Kopf fühlt dieselbe am meisten im Umgange mit sich selbst; ein aufgeklärter Kopf am meisten im Umgange mit andern. Ein gemeiner Kopf weiß mit sich selbst nicht zu leben; darum sucht er sein Vergnügen auffer sich, und darum ist sein Visitenzettel das wichtigste Geschäft seines Lebens. Dem aufgeklärten Kopf eckelt oft vor der besten Gesellschaft, wenn er in derselben nicht findet, was er zu finden gehoft hat! darum sucht er sein Vergnügen in sich selbst. Der kleine

Geist

Geist ist also mit der Langenweile am meisten geplagt, wenn er allein ist; ein aufgeklärter Kopf am meisten in Gesellschaft.

Sollte es nicht noch mehrere Arten der Langenweile geben? Mangel an Geschäften für einen Mann, welcher gern Geschäfte haben möchte, gebiehrt weder Eckel vor sich selbst, noch Eckel vor andern; und erzeugt gleichwohl die unerträglichste Langeweile; so wie der Mangel an Zerstreuungen und Belustigungen, welche man nicht hat, und zu haben wünscht. Auch glaubt der Einsiedler nicht, daß alle Menschen der Langenweile unterworfen sind. Herr Zimmermann widerspricht sich selbst, wenn er bald darauf sagt: ein guter und vorzüglicher Kopf weiß, sich allenthalben zu behelfen; denn allenthalben findet er Stoff zum Denken. Voltaire hat gewis nie lange Weile gehabt; denn auch die abgeschmackteste Gesellschaft kützelte wenigstens sein Zwergfell, und der langweiligste Docteur Allemand erschrieb sich von ihm wenigstens eine courte réponse, der man es an der Stirn ansieht, daß sie nicht aus langer Weile geschrieben ist. Und endlich habe ich noch kei-

nen kleinen Geist gehört, welcher sich gerühmt hätte, er habe niemals lange Weile. * Vielmehr klagen diese Pygmäen im Geisterreiche immer darüber, daß ihnen die Zeit lang wird, und führen deswegen ihren ewigen Krieg mit den Kranichen, um nur einen Tag nach den andern zu verbringen.

Mit der Langenweile gedrückt, wünscht der Mensch natürlicher Weise, sich diesem Stande der Unwirksamkeit zu entreissen. Entweder müssen die Sinne bewegt werden, oder der Verstand. Die Sinne sind viel beweglicher, als der Verstand; Fühlen ist viel leichter, als Denken; wir sind viel lieber durch andere bewegt, als durch uns selbst. Darum suchen beyde Geschlechter die Oerter, wo die meiste Bewegung ist, oder doch seyn soll; wo unzählige Lichter und Diamanten, wollustathmende Busen und Ambrabüste, melodische Töne und Tänze, welche die geheimsten Tiefen der Empfindung erschüttern, der Seele ein neues Leben versprechen. Zum Denken zu träge, gehen wir auf Assembleen und Bälle, weil wir von denselben ein Vergnügen hof-

fen,

*) S. 16. in der Zimmermannischen Schrift.

sen, was unserer Trägheit nichts kostet. Die Vergnügungen des Verstandes bieten sich so reizvoll nicht an; man muß sie mühsam suchen, und darum sucht man sie lieber nicht. Die Neigung für die Einsamkeit kann folglich so allgemein nicht seyn, als die Neigung für das gesellschaftliche Leben, weil es unendlich schwerer ist, den Verstand zu unterhalten, als die Sinne.

Es giebt verschiedene Gattungen von Menschen, die den Umgang mit andern begierig suchen — gute und böse Gesellschafter — jovialische und finstere Gesichter. Wir wollen hören, wie unser Verfasser sie schildert, welcher es uns verzeihen wird, wenn wir einige seiner Ausdrücke mildern, welche entweder zu hart, oder zu sinnlich sind.

Um geschwind und stark bewegt zu seyn, eilt der in sich selbst kein Vergnügen findende Mensch in die Welt. Von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Spieltisch zu Spieltisch, von einem Balle zum andern, und von einem Sopha auf das andere geschleudert, findet er ohne großes Nachdenken sein Glück. Jes

des neue Kopfzeug und jedes neue Gesicht bringt einen solchen Menschen in Bewegung, und, wenn der Abend kömmt, vergißt er in noch schnödern und unedlern Belustigungen diejenigen, welche er den Tag über genossen hatte. Solche Schwindelgeister schwärmen entweder Tag für Tag, Jahr für Jahr ihr Leben in einem beständigen Wirbel von leeren Besuchen durch; oder sie zappeln von Gedanken zu Gedanken, von Projekt zu Projekte, immer unentschlossen, immer heute bereit, etwas zu unternehmen, und morgen schon gesonnen, es zu verfluchen.

Diese sind gleichwohl für andern noch, wo nicht gute, doch erträgliche Umgänger.

Andere aber langen nicht einmal zum Müssiggange. Sie verschwenden ihre Zeit, ohne dieselbe auch nur nach der Armuth ihres Geistes zu genießen. Sie sind immer übel, sogar bey Tische; überall ist ihnen der Athem schwer und der Kopf dick; immer haben sie Langeweile und immer machen sie Langeweile. Sie scheinen beschäftigt, und verrichten nichts; sie laufen immer, und bleiben immer auf ei-

nem Orte. Sie bedauern die Kürze ihrer Lebenstage, und erschrecken bey dem bloßen Anblicke eines Buches, oder einer pflichtmäßigen Arbeit. Sie sehen ihre Geschäfte sich häufen, jammern und seufzen über ihre Menge, und vergessen, daß alles Seufzen die Arbeit nicht mindern kan. Sie sehen mit Entsetzen ihre Jahre ablaufen, und denken an jedem Morgen, wie sie doch mit diesem langen Tage fertig werden wollen. Im Sommer wünschen sie den Winter, im Winter den Sommer, am Morgen den Abend, am Abend den Morgen; und hassen ihn, sobald er kommt. Solche Elende wissen nur darum nicht mit sich selbst, noch mit andern, umzugehen, weil sie die Seele nicht im Kopfe haben, sondern im Magen; ihr ganzes Leben ist eine lange Unverdaulichkeit.

Andere werden von den Gefahren der Rücksicht auf sich selbst gezwungen, von sich weg in die Welt zu fliehen. Die warnende Bisse ihres Gewissens fordern sie vor einen Richter, der sie erschreckt. Ihre Werke waren Werke der Finsterniß, und sie fürchten nur allzuwahrhaft die Aussichten in die ewige Finsterniß.

Ande-

Andere werfen sich in die Welt hinein, damit sie Erinnerung eines Verlustes, oder die Furcht eines bevorstehendes Uebels von sich entfernen. Die auch so sehr gewünschte Einsamkeit ist für den Unglücklichen nicht tröstlich, dem alle Freuden seines Lebens im Grabe liegen; der die geliebte Todesgestalt umfasset, so oft er allein ist; der alles Glück auf Erden hingäbe, um mit ihr in einer armen Hütte zu leben; der alle Kraft seiner Seele verschwunden sieht, keine andere Empfindung kennet und erwartet, als Schmerz, und im Umgange mit sich selbst keinen andern Gedanken, als Verzweiflung.

Die Einsamkeit wird dem Menschen oft so melancholisch vorgemahlet, daß viele bey guter Laune gar nicht daran denken können; und darum nehmen sie nur in Krankheiten und Wiederwärtigkeiten zu derselben, wie zu Weitenkampfs Trostgründen, ihre Zuflucht.

Ein empfindender und unhypochondrischer Mensch muß seltsame Begriffe von der Einsamkeit bekommen, wenn er ihre Vorzüge aus Young's Nachtgedanken, aus den Gedichten

der

der Herren von Creuz und von Cronegk, oder aus unsern Christen, Männern und Frauenzimmern in der Einsamkeit beurtheilen wollte. Er wird lieber unter lebendigen Menschenkindern, als mit Young unter den Gebeinen der Todten herumwandeln; lieber mit Masarion die Nachtigall hören, als die Eulen und Uhus, die in die traurigen Lieder der schwarzen Einsamkeitsdichter hineinheulen; lieber in der elendesten Gesellschaft seyn, als bey dem traurigen Buche allein seufzen.

Von den Triebfedern des gesellschaftlichen Lebens rücket Herr Zimmermann fort zu der Neigung, einsam zu seyn, welche, wie er meint, einen über die Alltäglichkeit hinwegstrebenden Schwung der Seele voraussetzt.

Wir wollen einlenken. Zuweilen, nicht immer, ist es Stärke, ist es Schwung der Seele, welcher den Menschen zur Einsamkeit treibt. So etwas war es gewiß beym Democritus, welcher die Natur in einem abgelegenen Hayne studirte, während daß seine Herren Landsleute, die Abderiten, ihn für wahn-

wahnwitzig hielten. *) Ein hochedler und hochweiser Magistrat von Abderus schickte eiligst zu dem Herrn Doctor Hippocrates, mit der Nachricht, ihr Mitbürger Democritus sey wahnwitzig; er habe den Werth der Welt vergessen; er sey bey Tag und bey Nacht in sich selbst verschlossen; er verirre sich in waldichten Schatten und an den kleinen Ufern der Bäche; er verlache die Menschen, ihre Geschäfte, Sitten und Gedanken; er verlache alle Dinge dieser Erde, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde sey. Hippocrates kam nach Abderus, und fand den Democritus unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn mit der Zergliederung verschiedener Thiere, und mit einer Abhandlung vom Wahnwitze beschäftigt. O Democritus, rief der Vater der Arzneykunst mit Entzückung aus, du schreibest gegen deine Mitbürger zu rechter Zeit!

Oft hingegen ist die Neigung zur Einsamkeit nicht Schwung, sondern Fall, nicht Stärke, sondern Schwachheit der Seele.

Träg-

Trägheit, Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit, Krankheit, Dummheit, Reue und Scham, begangene Thorheiten, misslungene Projekte, und hundert andere Ursachen schlagen den Geist so tief, so tief nieder, daß er die Einsamkeit sucht, weil er sich nicht stark genug fühlt, das Vergnügen der Gesellschaft zu genießen. Eben die Neigung, die man zum Schlafe hat, wenn man müde ist, ist zur Einsamkeit; und diese ist gewiß nichts weniger, als eine Elasticität der Seele; es ist beinahe wörtlich zu reden, die vis inertiæ derselben.

Den ersten Begrief des Triebes zur Einsamkeit scheint überhaupt Herr Zimmermann nicht genug bestimmt zu haben. Der eine liebt die Einsamkeit, weil er gern ungestört ruhen, der andere, weil er gern ungestört arbeiten will. Herr Zimmermann aber sagt im allgemeinen: der Trieb zur Einsamkeit sey allemal der Trieb zu einer Art Ruhe. Bald aber erklärt er sich deutlicher. Durch Ruhe versteht er die Entfernung einer Beschwerde, die uns zur Last wird; die in der Einsamkeit gesuchte Ruhe ist eine Entfernung von allem, was unsre inwendige Zufriedenheit stören kan, oder uns von unserm angenehm-

sten Denken ebhält. Wie wohl muß es einem Manne von Geschäften seyn, wenn der dürre Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er jetzt in der Einsamkeit seines Zimmers Arbeiten vor sich sieht, bey denen er denken und empfinden kan. Ruhe und Vergnügen läßt sich zwar auch bey jeder einsamen Arbeit empfinden, wenn der Kopf so dürre ist, als die Arbeit.

Ruhe heißt also bey unsern Verfasser nicht Unthätigkeit, sondern Zufriedenheit. Aber in beyden Bedeutungen erzeugt die Begierde nach Ruhe so gut den Trieb, gesellig zu seyn, als denjenigen zur Einsamkeit. Doch hievon künftig ein mehrers; jetzt müßen wir dem Autor nachgehen.

Dieser sucht erstlich die Ursachen des Triebes zur Einsamkeit in der Seele, dann im Körper.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Einſiedler.

Funfzehntes Stück.

Fortſetzung von der Einſamkeit.

Ruhe nach verrichteter Arbeit; Ruhe nach überſtandenem Unglücke; Misvergnügen und Eckel vor der Welt; Begierde ſeinen Geiſt und ſein Herz immer mehr zur Erkänntniß und zum Gefühle des Guten und Wahren zu erheben; Neigung zur Freyheit und Unabhängigkeit; überſpannte Begriffe einer geiſtigen Vollkommenheit; Menſchenhaß; Liebe zur Mode; Ehrſucht; Heucheley; Begierde alte Sünden abzukaufen, oder gelegentlich neue zu begehen — dies ſind die ſittlichen Gründe, welche dem Menſchen die Einſamkeit angenehm machen.

Folgende Stelle des Herrn Zimmermanns ist so stark, und lebhaft, daß ich sie zum Besten meiner Leser, welche das Buch nicht besitzen, abschreiben muß.

Der Menschenfeind brütet in der Einsamkeit das Gift aus, das er mit der zufriedenen Miene der Bosheit in die Welt zu speyen hofft. Ich hatte das Unglück, einen solchen Auswurf der menschlichen Gesellschaft, ganz in der Nähe zu kennen. Aussatz deckte sein Gesicht; Schlangen wirbelten in seinen Haaren, seine Reden waren ein beständiges Zänkein, seine liebreichsten Blicke tödtend, seine Thaten Wuth; er war die immer offene Zuflucht aller Feinde der allgemeinen Ruhe, der Verfechter aller Ungerechtigkeiten, der Beschützer aller Böswichter, der Verfolger aller redlichen Leute, der Hasser aller Glücklichen, der Aufhetzer aller Verläumder, der Urheber aller Verläumdungen, das Archiv aller Lügen, der Vater einer Furie, der Advokat des Teufels.

Gewiß nur in einem Anfalle der schrecklichsten Hypochondrie wünschte ein vormals berühm-

rühmter Mann, *) eine einsame Insel bewohnen zu können, um jeden verunglückten Menschen, der auf derselben nackend, verhungert und erfroren anlangen würde, zu tödten. Alle Menschenfeinde scheuen das Licht, weil es ihre Häßlichkeit entdecket; dem Neide gleich, von dem die Caraiben sagen: er sey eine der ersten Creaturen auf der Erde gewesen, er habe das Uebel auf derselben verbreitet, und geglaubt, er sey sehr schön; aber beym Anblicke der Sonne habe er sich verborgen, und nun erschiene er nur des Nachts.

Die Ursachen des Triebes zur Einsamkeit, wieferne man sie in der Seele, oder in dem sittlichen Charakter des Menschen zu suchen hat, sind also ohngefehr folgende:

Der Mensch will Ruhe nach vollendeter Arbeit. Selbst die Gesellschaft seiner Mitmenschen scheint ihm Arbeit zu seyn. Er flieht

*) Herr von Saint Hyacinthe, ein Sohn des berühmten Boffuet und Verfasser des angenehmen Buchs: Chef d' ouvre d'un Inconnu par le Docteur Ma-

also den Umgang mit andern, und wird ein Eremit. Der Beyfall von Rom, und der tägliche Genuß eines theuer errungenen Lobes hatte für den ehrsüchtigen Cicero die Reize nicht, die er in seinem schattichten Tusculum fand; und Horaz vertauschte mit der innigsten Freude die Ergötzungen des ersten Hofs der Erde gegen das Landleben von Blandusium und das quellenreiche Tibur. In dem einsamen und demüthigen Kloster des heiligen Justus in Spanien vergrub Karl der Fünfte seine Größe, und jene gränzenlose Projekte, durch die er beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung gesetzt, alle Völker nach einander mit dem Schrecken seiner Waffen und mit der Furcht seines Joches erfüllt hatte. Hierher gehört der ruhende Herkules, wie er in den alten Werken der Kunst abgebildet ist. Einsam, in sich selbst und seine Verdienste eingehüllt, ruhete er, nachdem er die damals bekannte Welt durchwandert und die Ungeheuer, welche auf derselben wüteten, getödtet hatte.

Der Mensch will Ruhe nach überstandenem Unglücke. Unglückliche und Bedrängte

gehen in die ſtille Einſamkeit, weil uns die Welt nur ſo lange reizend vorkömmt, als es darinn nach unſerm Willen geht; und weil ſchwarze Dunkelheit Himmel und Erde für uns zu umhüllen ſcheint, ſobald uns unſere Lage in der Welt misfällt. Das unendliche Ungemach, welches die erſten Chriſten von ihren Verfolgern auszuſtehen hatten, war nicht die geringſte Urſache ihrer Abgeſchiedenheit. Die berühmte Zenobia, jene ihres Lehrmeiſters Longinus ſo würdige Fürſtin, die eben ſo gut zu ſchreiben verſtand, als im Felde zu überwinden, trug ihr Unglück mit Würde, und wußte ſich über den Verluſt eines Thrones durch die ſtillen Freuden der Einſamkeit zu tröſten, und über die verlohrnen Vergnügungen der Hoheit durch die Vergnügungen des Geiſtes. Staniſlaus, der wohlthätige Philoſoph, war in Chambord glücklicher, als in Warſchau; und Friedrich von Preußen ruhet in Sansſouci ohne Zweifel vergnügter, als er gegen Laudon geſtritten hat.

Der Menſch wird durch Misvergnügen und Eckel vor der Welt in die Einſamkeit getrieben; entweder weil er in der Welt mehr

Bosheit, als Rechtschaffenheit gefunden hat, oder zu wenig Vergnügen, oder zu wenig Achtung für sich, zu wenig Belohnung für seine wahren, oder eingebildeten Verdienste; oder endlich, weil er sich bis zum Eckel satt gegessen hat an den Belustigungen dieser Erde.

Nichts giebt dem Menschen eine so unwiderstehliche Abneigung gegen andere Menschen, als die gänzliche Unähnlichkeit der Begriffe und Gesinnungen. Wie könnten Leute, die ihre vernunfterwürgenden Vorurtheile und Irrthümer für die einzige und höchste Weisheit halten, die in keiner fehlerhaften Neigung und in keinem Laster wollen widersprochen seyn, die von dem Geschmacke an Künsten und Wißenschaften eben so viele Begriffe haben, als von Gott und Ewigkeit; wie könnten solche Leute einen Menschen vertragen, der ihnen so geradezu entgegen denket und empfindet? Darum treten sie ihm allenthalben auf den Kopf. Seine besten Handlungen werden darum verläumdet; alles Gute wird ihm abgeläugnet; seine Reden hält man für Unsinn und seine furchtfreye Denkungsart für pöbelhaft. Aber der Verdruß, dem bey

solchen Schicksalen kein Freund der Wahrheit und Tugend entgehen kan, stört die Heiterkeit seiner Seele nur so lange, als er die Ketten nicht zerrißen hat, die ihn an solche Leute feßeln.

Plutarch sagt, die Hofschranzen des jüngern Dionysius haben den Dion gehaßet, beneidet und verfolget, weil er nicht gelebt, wie sie; weil er nicht oft genug in ihre Gesellschaften gekommen, und weil er an ihren Reden und Belustigungen keinen Geschmack gefunden habe. Darum gaben sie seinen Tugenden die wahrscheinlichsten Farben des Lasters. Darum schwärzten sie ihn bey dem Dionysius an. Darum hießen sie sein ernsthaftes Wesen Stolz, und die sanfte Freymüthigkeit seiner Reden Uebermuth und Hartnäckigkeit. Darum sagten sie, wenn er einen guten Rath geben wollte, er mache Satyren, und, wenn er an ihren Ausschweifungen nicht Theil nahm, er verachte sie.

Tausendmal hat man wahrgenommen, daß ein Prophet in seinem Vaterlande entweder mißkennt sey, oder verfolgt werde. Allent-

halben ist jeder erträglich gute Kopf für alle einsichtslose Köpfe ein Gegenstand des allgemeinen Haßes, sobald er anders denkt, als sie. Pope glaubt darum, daß kein Gelehrter jemals anders zu einem gewißen Grade der Vollkommenheit gelanget sey, als durch die äußerste Hartnäckigkeit und den eingewurzelten Entschluß, gegen den Strom zu schwimmen.

Es ist also begreiflich, daß sich jeder gefühlvolle Freund der Wahrheit und Tugend die Welt muß mißfallen laßen, weil er ihr so sehr mißfällt. Solon verschloß sich in sein Haus, da er der Tyranney des Pisistratus nicht länger zu widerstehen vermochte; er warf seine Waffen mit der Erklärung auf die Straße: Lange genug habe ich die Gesetze und mein Vaterland vertheidiget; — und nun machte er Verse gegen die Athenienser.

Perikles, der doch unmittelbar mit dem Volke in Athen zu thun hatte, näherte sich demselben nur selten. Er bemühte sich nicht, in den öffentlichen Versammlungen über jede Kleinigkeit zu reden. Er besuchte selbst diese

Ver-

Verſammlungen nicht mehr, als er mußte, und verſparte ſeine Talente auf Zeit und Gelegenheit.

Die Begierde eines Weiſen, ſeinen Geiſt und ſein Herz immer mehr zu der Erkänntniß des Guten, Wahren und Schönen zu erheben, iſt eine neue Urſache des Triebes zur Einſamkeit. Alle groſſe Männer im Fache der Philoſophie und der Gelehrſamkeit müßen nothwendig einſam, ſehr einſam geweſen ſeyn. Ariſtoteles hat gewiß ſeine Bücher nicht unter den Hofleuten des Königs in Macedonien geſchrieben, ſo wenig als Plato die ſeinigen in der Geſellſchaft des Dionyſius. Epikurus lebte in einem Garten; Bako, Leibnitz, Klopſtock, und andere Köpfe vom erſten Range waren dann am gröſten, wenn ſie die einſamſten waren.

Homer hat uns nicht nur die einſamen Oerter von Griechenland, ſondern auch die von Welſchland mit einer Stärke und Wahrheit abgemahlt, daß wir, wie Cicero ſagt, durch ſeine Beſchreibungen ſehen, was er ſelbſt nicht geſehen hat.

Demosthenes zog in eine Kammer unter der Erde, um dem Geräusche von Athen zu entfliehen; er blieb darinn ganze Monate, und ließ sich die Hälfte des Hauptes abscheeren, damit es ihm unmöglich würde, diese Kammer, in welcher er seine Reden verfertigte, zu verlassen.

Jeder emporstrebende und gefühlvoll nach Wissenschaft dürstende Geist hat in allen Zeiten die Einsamkeit gesucht, und gepriesen. Denn nur ein solcher Geist ist fähig, seine Seele den Reizungen der Sinne zu entziehen, und mit seinen Gedanken über die dumme Alltägigkeit hinwegzuschreiten. Der Kirchenlehrer Hieronymus ward in der Entfernung von der Welt ein Mann von ausserordentlicher Beredsamkeit, mächtig mit der Feder, und von so erhabenem Geiste, daß er seinen Glanz weit umher aus dem Dunkeln warf; er hat in der Einsamkeit gelebt, und die Einsamkeit empfohlen. Der vortrefliche Johnson sagt, daß sich kaum ein Schriftsteller finde, der die Vortheile eines einsamen Lebens nicht anpreise, der sich und seine Leser mit den Melodien der Vögel, mit dem sanften

Wehen der Gebüsche, und der einnehmenden Musik kleiner Wasserbäche nicht unterhalte; daß kein Geist jemals gewesen sey, der durch den weiten Umfang seiner Fähigkeiten, oder die Grösse seiner Thaten erhaben war, von dem wir nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde besitzen. *)

Die größten Gelehrten werden insgemein für die größten Pedanten gehalten; gewöhnt zu der Einsamkeit, bekümmern sie sich nicht um den Anstrich, welchen man haben muß, um der Welt zu gefallen.

Im Gegensatze sind insgemein diejenigen welche der Welt am meisten gefallen, die seichtesten Köpfe. Wer einen ganzen Vormittag zubringt, um sich nach allen Regeln der Kunst und der Galanterie nach Standesgebühr aufzustutzen, der hat gewis nicht Zeit gehabt, weder an die Bildung seines Kopfs, noch an diejenige seines Herzens zu denken, es sey denn, daß man

un-

*) Rambler T. 6. p. 23.

unter der Bildung des Kopfs die Bildung der Haare verstehen wolle.

In dem einsamen und kleinen Biberach ward Wieland die Ehre des deutschen Geschmacks, der Stolz seiner Nation, und einer der größten Schriftsteller von Europa.

Die Neigung zur Freyheit und Unabhängigkeit muß unter die stärksten Ursachen des Triebes zu der Einsamkeit gezehlet werden. In jeder Gesellschaft ist man gebunden; nur in einen einsamen Zimmer, in einer dunkeln Laube ist man Herr und Hospodar für sich selbst.

Aus erhabenern Bewegungsgründen, sagt Herr Zimmermann, äußert sich der Trieb zur Einsamkeit bey einem Christen, der über seine Bestimmung nachdenkt. Er sieht, daß die Welt nicht das ist, was ihm sein größtes Vergnügen bringen soll; höherer Freuden und eines bessern Daseyns versichert, tändelt er sein Leben nicht hinweg. Bekannt mit der Kraft der sinnlichen Eindrücke sucht er sich in Unabhängigkeit von dem Irrdischen zu setzen,

nach welcher jedes schöne Herz im Kloster strebt. Lieber will er frühzeitig und noch in der nützlichen Blüthe der Jahren das freywillig verläugnen, was man auf dem Sterbebette allemal verläugnen muß. Alle grosse Pflichten der Menschheit will er gern erfüllen; aber die Lüste der Weltlinge verschwinden auch vor ihm bey jedem Blicke in die ernste Ewigkeit, wie die Schatten der Nacht beym Aubruche der Morgenröthe. Aus solchen Bewegungsgründen treten aufrichtig gutgesinnte Menschen in den Mönchsstand. Es entsteht in den schauderichten Zellen der Nonnen jene bey dem weiblichen Geschlechte vorzüglich merkwürdige Hoheit des Herzens zur frommen Verwerfung der Sinnlichkeiten und zur heroischen Ueberwindung scharf gefühlter Lüste. In Absicht auf die Religion, und alles, was uns ihren Lehren und Vorschriften im edelsten Verstande liebenswürdig macht, ist doch die schönste Menschenseele immer eine weibliche Seele.

Ueberspannte Begriffe einer geistlichen Vollkommenheit treiben Schwärmer in die Einsamkeit. Der Umgang mit der Welt dünkt

diesen

diesen lebhaften und dabey schwachen Köpfen eben so gefährlich, als dem Thoren, der die Menschen floh, aus Furcht, sie möchten ihm seine gläserne Nase zerbrechen. Die Entfernung von der Arbeit scheint dem Schwärmer Vernunft; die Entfernung von den Menschen Frömmigkeit; die Erstarrung seiner Sinne Verbindung mit dem obersten Wesen.

So suchte Nakam die höchste Glückseligkeit im Nichtsdenken. Er lehrte seinen Schülern, auf einem Orte zu sitzen, oder zu stehen, und so lange auf ihre Nasen zu schauen, bis sie alle Gedanken verlohren hätten. Dann, hätten sie, wie er meinte, den höchsten Gipfel der menschlichen Bestimmung erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

* * *

Ich verlange für die kleine Mühe, die ich mir gebe, einen Theil des lesenden Publikum zu unterhalten, und einen andern Theil zu belehren, keine weitere Belohnung, als ein

nigen Beyfall meiner Leser und Leserinnen. Die Leserinnen belohnen mich mit häufigen Zuschriften durch die kleine Post. Ich nehme solche mit Dank an, und wundere mich nur, wie sie meine beyden Einsiedlereyen so glücklich haben entdecken können. Es ist indessen meine Pflicht, ein öffentliches Recepisse der empfangenen Briefe meiner Wochenschrift eindrucken zu lassen.

Die Fräulein X. Y. Z. (so lautet die Unterschrift) beklagt sich, „daß sie eine Dame „sey. Als Dame, sagt sie, müßte sie sich „täglich anstreichen, oder anstreichen lassen; „und gleichwohl sey sie ohne Anstrich schön „genug. Sie habe (fährt sie fort), in „einer fremden Zeitung eine Satyre gele„sen auf die Gewohnheit, sich zu schmincken, „sie hätte solche aus den Zeitungen heraus„geschnitten und bäte den Einsiedler, sie „in seinen Blättern abdrucken zu lassen.“ Diesen Dienst kan ich dem gnädigen Fräulein von X. Y. Z. nicht versagen. Ich rücke also den mir überschickten Aufsatz ganz unverändert ein.

Ein Schminkwasser, so sich beständig gut hält.

Des Morgens muß reines Wasser zur Vorbereitung genommen werden. Nach diesem muß man sich für allen plötzlichen Ausbrüchen der Leidenschaften, und fürnemlich des Neides hüten, als wovon die Haut ein gelbes und blasses Ansehen bekommt. Eine Erinnerung der Mäßigkeit könnte vielleicht einigen von weniger Erheblichkeit zu seyn scheinen, jedoch ist die Beobachtung derselben, sowohl im Essen als auch Trinken höchst nothwendig, falls man diejenigen Zinnen vermeiden will, zu deren Hinwegschaffung sonst die berühmtesten Wässer vergeblich gebraucht werden. Eine mäßige Bewegung, deren sich das schöne Geschlecht, anstatt der rothen Schminke bedienet, wird eine solche natürliche Blüthe auf ihren Wangen hervorbringen, die von keiner Kunst nachgeahmt werden kan.

(Das übrige folget.)

Der Einsiedler.

Sechszehntes Stück.

Fortsetzung von der Einsamkeit.

Es ist gewissen Ständen eigen, die Einsamkeit zu gewissen Zeiten zu suchen, nicht aus innerem Antriebe, nicht aus Neigung zum Selbstgefühl, sondern bloß deswegen, weil es die Mode will; diese Göttin, welcher alle Stände und alle Zeiten untergthan sind.

„Diese Mode will in einigen Ländern, daß im Sommer alles, was vornehm ist, oder sich für vornehm hält, auf das Land gehe, und daß die Vornehmen alsdann ausrufen: nun sey kein Mensch mehr in der Stadt; denn bekanntlich sind die Vornehmen allein Menschen.“

Es will es die Mode, daß man zu gewissen Zeiten krank sey, ohne es zu seyn; ein löblicher Brauch, ohne welchen die Bäder und Wässer zu Spaa und Achen sehr einsam seyn würden.

Man verläßt die Welt auch aus Ehrsucht. Jeder Mensch will hochgeschätzt und geehrt seyn; und zu diesem Zwecke kommt in einem Kloster oft der geringste Mensch. Die angebliche Niedrigkeit der Mönche macht sie in den Augen der meisten Menschen eben so wenig verächtlich, als sie es in den ihrigen sind. Wer reich, gelehrt oder witzig ist, will, daß es auch andere Menschen wissen; wer einen besondern Trieb hat, arm, demüthig und fromm zu seyn, will ebenfalls, daß es andere wissen. Die ausnehmende Ehre, die man in allen Weltgegenden dem erhabenen Stande von Menschen bezeiget, die freywillig arm werden, und versichern, daß sie allen Lüsten der Sinne und des Fleisches absagen, erweckt die Begierde, in diesen Stand zu treten. Aus wahrer Hochachtung für den Mönchsstand ist ein Spanier und Portugiese nicht eifersüchtig; in dem mogolischen Reiche

hält

hält es ein Vater für eine Ehre, wenn ein Heiliger seine Tochter besucht.

Man verläßt oft die Welt aus Heucheley. Der mit dem einsamen Stande so oft verbundene Begrif der Heiligkeit hat vielleicht auch manchen Böswicht, oder Taugenichts bewogen, seine inwendige Häßlichkeit da zu verschönern, wo unter einem härenen Kleide, unter tief geschöpften Seufzern, und an die Erde gehefteten Blicken, das Laster verschwindet. Von Tche fand solche Einsame bey den Chinesern, und nannte sie eben so arglistige, als eigensinnige Betrüger, die durch eine heuchlerische Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend in der Einsamkeit suchen.

„ *) Man verläßt die Welt, aus Begier-
„ de, alte Sünden abzukaufen. Man hält
„ das einsame Leben für einen Stand der
„ Reinigung, und Abwaschung von allen
„ Flecken der Seele. Darum waren die Klö-
„ ster zuweilen eine Art von Gefängniß, oder
„ Verweisung, womit man in Frankreich un-

*) Hrn Zimmermann S. 51. 52.

„ ter den Regierungen der zwey ersten königs-
„ lichen Häuser, und in den Morgenländern
„ die größten Herren strafte. Schon in dem
„ siebenten Jahrhunderte sandten die Aeltern
„ ihre Kinder um die Wette in diese harte
„ Taufe. Die ganze Christenheit war über-
„ zeugt, man dürfe nur den Mönchen seine
„ Güter zu verzehren geben, damit man ein
„ langes, schandvolles Leben bey Gott aus-
„ söhne; die Hofnung der Seligkeit war
„ noch gewisser für diejenigen, die mit ih-
„ ren Gütern auch ihre Personen den Klöstern
„ weihten. So erlangten sie durch ihr Geld
„ und ihre Erniedrigung die Fürbitte der
„ Mönche, dieser mächtigen Fürsprecher des
„ Himmels. " *)

Man verläßt die Welt zuweilen, aus Begierde, neue Sünden ungestraft begehen zu dürfen. Die Andacht der Japaneser würde, nach der Menge ihrer Geistlichen, ihrer Einsamen und ihrer Klöster unläugbar seyn, wenn diese Einsamen und diese Klöster nicht

etwas

*) Siehe Fleury Moeurs des Cretiens, und Moshe-

etwas zu viele Freyheit hätten. Auf dem Wege von Meaco nach Jedo siehet man einen Weg, der mit nicht weniger, als dreytausend Tempeln bebauet ist.

In Meaco selbst finden sich, den Hof des geistlichen Oberhaupts von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und funfzig tausend, hundert und sechzig (Heydnische) Pfaffen. Vor zwölfhundert Jahren hat ein gewisser Jvenno Giossa den Orden der Jammabos, oder der Bergsoldaten in Japan gestiftet, die ihrer Regel nach ursprünglich gehalten sind, für ihre Götter und die Religion des Landes zu fechten. Sie sind aber eine Art von Eremiten, welche die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche, ein bequemes Leben für ein strenges verlassen, und die Casteyungen des Leibes den Wollüsten vorziehen sollte. Diese Jammabos leben auf den heiligen Bergen, steigen aber doch zuweilen herunter, baden sich des Winters im kalten Wasser, und — thuen alsdann, was man bey uns Christen, ohne ein Mönch zu seyn, nicht ungestraft thuen dürfte. Die Anzahl der Mönche

che in Japan soll darum nur so ganz übermäßig seyn, weil sie das Recht haben, sich unter dem Deckmantel der Entfernung von der Welt, und in dem Dienste des Himmels, alle Arten von schändlichen Vergnügungen zu machen. *)

Bis hieher hat Herr Zimmermann diejenigen Ursachen des Triebes zu der Einsamkeit gesucht, welche unmittelbar in der Seele liegen. Aber auch die körperlichen Ursachen dieses Triebes sind nicht unbeträchtlich.

Die Neigung für die Einsamkeit kan bisweilen, wie unsere Tugenden, unsere Laster, unsere Fähigkeiten, unsere Religionsbegriffe, eine bloße Temperamentssache seyn; oder auch eine Krankheit. Unser Körper ist nur gar zu oft die nächste Ursache unserer Denkungsart. Größtentheils stieg der schwarze Seelenschwung der ägyptischen, syrischen und mesopotamischen Einsamen aus dem Unterleibe.

*) Sieht *Kempfer*, histoire du Japon, und Charlevoix histoire du Japon.

Die körperlichen Urſachen der Neigung zu der Einſamkeit kommen entweder von dem phyſiſchen Einfluße der äußerlichen Dinge auf den Körper, oder von ſeiner inwendigen Beſchaffenheit.

Viele Kranke lieben die Einſamkeit, beſonders die ſogenannten Hypochondriſten, über welche der Seelenkenner ein beſſeres Buch ſchreiben könnte, als vor einigen Jahren ein Fleiſchkenner geſchrieben hat.

Mit der Schwachheit der Nerven verbindet ſich allemal eine größere Empfindlichkeit der Seele. Die Einbildungskraft ſolcher Kranken wird geſchwinde erregt, und ihre Leidenſchaften ſind ſtärker. Dieſe größere Empfindlichkeit giebt bey jedem einzelnen Schmerze allen ſchmerzhaften Gefühlen Raum. Daher entſteht Unmuth, Furcht, Verzweiflungen, und gänzlicher Verluſt aller Stärke und Lebhaftigkeit des Geiſtes, ſo lange man nicht durch den elektriſchen Schlag einer herzerhöhenden Leidenſchaft getroffen iſt. Tief hypochondriſche Menſchen wünſchen oft, das ganze menſchliche Geſchlecht zu fliehen.

Man weiß, wie träge und unthätig der Mensch allenthalben bey einer übermäßigen Hitze wird. Schon die Türken haben daher nicht die geringste Neugier, und unsere Quietisten können die Ruhe nicht mehr lieben, als sie. *) Die Aegypter kennen daher, wie die Syrer und alle Morgenländer, die zur Lust vorgenommene Bewegung nicht; in unsern Zeiten ist Tobackrauchen, Caffetrinken und Müßiggehen ihr einziges Geschäft. Aus dieser Trägheit und Unwirksamkeit des Körpers entstehet also natürlicher Weise der Trieb in der Seele zu der Ruhe und Einsamkeit

Dies ist der Auszug aus einem Buche, welches seinem Verfasser und unsrem Vaterlande Ehre macht. Er ist von dem Einsiedler mit wenigen Anmerkungen begleitet worden, weil dieser seine eigenen Gedanken und Beobachtungen für eine eigene Abhandlung über die Einsamkeit aufspart, von welcher er seinen Lesern einige Bruchstücke vorlegen wird.

Fort-

*) Voyages de la Morée.

Fortsetzung der Correspondenz des Einsiedlers *)

Eine natürliche Offenherzigkeit und ein ungezwungenes heiteres Wesen werden dem Gesichte ein so freyes Ansehen geben, welches die Schönen über alles beliebt macht. Von dem Verlangen zu gefallen wird das Auge mehr Feuer erhalten, und das Einathmen der Luft bey dem Aufgange der Sonne wird ihre Lippen mit einer Rosenröthe färben. Diejenige liebenswürdige Lebhaftigkeit, welche eine junge Schöne besitzet, wird auf das glücklichste erhalten und erhöhet, wenn sie ein spätes Ausbleiben in der Nacht sorgfältig vermeidet; denn dieses giebt dem Gesichte ein schläfriges und unangenehmes Ansehen. Eine weiße Hand ist eine wünschenswürdige Zierde,

*) Der Einsiedler hört, daß diese Anmerkung über die Schminke bereits in einer hiesigen Zeitung sey abgedruckt worden. Gleichwohl muß er sie zum zweytenmal drucken lassen, theils weil es ein Frauenzimmer (und wer wollte diesem etwas versagen?) von ihm schriftlich verlangt hat, theils, weil er glaubte daß gute Wahrheiten nicht oft genug können gesagt werden.

und es kan niemals eine Hand weißer seyn, als die, welche beständig rein gehalten wird.

Jedoch ist dieses noch nicht genug: wünscht das Frauenzimmer seines gleichen in diesem Stücke zu übertreffen, so müssen die Hände in einer fortdaurenden Bewegung erhalten werden, welches dem Blute einen freyen Umlauf bewürket, und einen bewunderenswürdigen Nutzen hervorbringet. Diejenige Bewegung, welche ich in dieser Absicht vorschlage, ist der Gebrauch der Nähnadel, des Spinnrades, der Stricknadel. Dem Fleiße unserer Großmütter haben wir es zu danken, daß die berühmtesten Mahler Gelegenheit gehabt, die Nachkommenschaft mit dem Anblick so vieler schönen Hände und Arme in ihren unvergleichlichen Gemählden zu vergnügen.

Nur noch einige Worte werden mir erlaubt seyn. Ich wünschte, daß sich die Schönen jedesmal in einer ungezwungenen Nettigkeit im Anzuge zeigten, und solche allzeit genau beobachteten. Das Vermögen erlaubt es zwar mancher, sich prächtig zu kleiden; ihre angebohrne Klugheit aber sollte billig diese

Eitelkeit verabscheuen, und eine buntscheckige Mannigfaltigkeit der Farben verachten, obgleich die Augen der Anwesenden dadurch geblendet, so werden sie doch allezeit denjenigen, der Geschmack und Beurtheilungskraft besitzet, mißfallen müßen.

Eine junge Person hat ohnedem so viele natürliche Reitzungen, daß sie solcher Zierrathen nicht bedarf, welche die Aufmerksamkeit der Menschen an sich ziehen. Kenner bemerken dergleichen Schmuck mit Abscheu, hingegen schätzen sie die natürliche Schönheit mit anständigen Sitten über alles.

So weit die Schminke.

Ein anderes Frauenzimmer scheint in den Einsiedler entweder verliebt zu seyn, oder Lust zu haben sich auf seine Unkosten ein Vergnügen zu machen. Sie sendet mir ein Geschenk von französischen Devisen, und sagt: dieses Geschenk gehöre für einen Einsiedler. Diesem Frauenzimmer antwortete der Einsiedler, daß er noch nie verliebt war, und keine Lust hat, es jemals zu werden.

Eine

Eine andere unterschreibt sich Thereſia von B.; diese wünscht den Einsiedler persönlich kennen zu lernen. Der Einsiedler stehet zu ihrem Befehl, und wird aufwarten, sobald sie befiehlt.

Eine Vierte beklagt sich, der Einsiedler sey für sie zu ernsthaft, und dieser erwiedert hiemit, er sey für sich selbst noch nicht ernsthaft genug.

Die übrigen vor mir liegende Briefe werde ich in einem der folgenden Stücke beantworten.

Vermischte Gedanken.

Die Menschen feilen und poliren an sich von Jahrhunderten zu Jahrhunderten; sie werden endlich so glatt werden, daß man keinen mehr von dem andern wird unterscheiden können. Nach tausend Jahren wird kein Theocrit mehr Charaktere, und kein Swift Satyren schreiben, weil alle Narren einander ähnlich sehen werden.

* * *

Man erfand die Kleider, um sich vor Kälte und Regen zu bewahren. Nach und nach verfeinerte man sie so sehr, daß man wiederum andere Kleider nöthig hatte, um die ersten zu bedecken. Daher entstanden die Ueberröcke. Diese trägt man jetzt schon so sauber und kostbar, daß man sie bald mit Ueberüberröcken wird umgeben müssen; und ohne Zweifel wird man im Jahre 2242. nach Christi Geburt Ueberüberröcke über die Ueberüberröcke tragen.

* * *

Ein Projektant hat den Vorschlag gethan, die Menschen zu numeriren, wie die Lehnwägen. Es würde, meint er, viel zu der allgemeinen Sicherheit beytragen, wenn jedermann seine Nummer auf dem Rücken hätte. Hiernächst entstünde daher eine größere Gleichheit unter den Menschen. Anstatt, daß man jetzt sagt: Euer Excellenz, oder Herr Hofrath, Herr Baron, Herr Obrister, gnädige Frau Gräfinn, gnädiges Fräulein — anstatt alles dessen dürfte man nur sagen, Herr Nro. 3400, Frau Nro. 99, Demoiselle Nro. 6000,

Jungfer Nro. 3. Und endlich wäre es auch dem Finanzwesen vortheilhaft, wenn jeder eine gewisse Summe Geldes für seine Nummer bezahlen müßte. Dieses wichtige Projekt haben wir einem ehrsamen Publiko nicht vorenthalten, sondern es demselben zu geneigter Beurtheilung und Würdigung übergeben wollen.

* * *

Die Menschen sind weder so klug, noch so närrisch, als sie von ihren Panegyristen auf der einen, und von den Satyrenschreibern auf der andern Seite abgeschildert werden. In ihren klügsten Streichen erblickt man Thorheit, und in ihren albernsten Einfällen Weisheit. Das letzte kan man so gar aus der Entstehungsart der gemeinsten Vorurtheile erweisen. Geht man bis auf die ersten Quellen zurück, so hat insgemein das einfältigste Vorurtheil, welches man in der Nockenphilosophie finden kan, eine ganz vernünftige Ursache gehabt. Einige Vorurtheile sind aus wohlgemeinten Betrügereyen entstanden; andere haben physische Gründe; noch andere sind bloße Allegorien, zu vergleichen allenfalls mit den ägyptischen Hieroglyphen, oder mit den

geheimnißvollen Sprüchen des Pythagoras. Man soll, zum Beyspiel, die Messer auf dem Tische nicht mit der Schärfe in die Höhe stellen, damit sich die Engel nicht beschädigen, die mit bloßen Füssen unsichtbar auf demselben herumwandern. Offenbar ist dies eine fromme Erdichtung zum besten der Kinder, die gern mit den Händen auf den Tisch schlagen, und unvorsichtig überall herumgreifen. Auf diese Art könnte man die ganze Encyclopädie der menschlichen Vorurtheile durchlaufen; fast überall würde man Gründe antreffen, sie wenigstens zu entschuldigen.

* * *

Ich möchte wohl wissen, ob die deutsche Sprache nach tausend Jahren noch eine lebendige Sprache seyn wird. Man hat Ursachen, sehr daran zu zweifeln. Denn erstlich ist sie schon jetzt mitten in Deutschland nicht sehr lebendig. Insgemein lernen die Kinder beynahe eher französisch und wälsch, als deutsch, und das letzte nur zur Noth, so viel sie ins Haus brauchen, um etwa einem dummen Domestiquen jetwas befehlen, oder ihn ausrichten zu können. Zweytens haben diejeni-

gen, welche eigentlich die deutsche Sprache anbauen und vervollkommnen sollten, schon bey guter Zeit angefangen, sie zu verderben. Die neuen Schriftsteller unserer Nation, wenige ausgenommen, gleichen vollkommen den lateinischen Autoren der ehernen und eisernen Periode. Sie prangen mit fremden Wörtern, drehen sich in kostbaren Wendungen und lallen Concetti. Ihre Gedanken sind gekräuselt, ihre Schreibart ist frisirt a la cabriolet; ihre Sprache ist mystisch, magisch und oft kerenhapuchisch, um ihre eigenen Ausdrücke zu brauchen. Ein Hamann *) des zwanzigten Jahrhunderts würde über unser Seculum ohngefehr folgendermassen urtheilen: Nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts näherte sich die deutsche Sprache ihrer fatalen Periode. Von jeher war sie bestimmt, Krieg mit allen Elementen zu führen, und im Frieden von jedem Elemente ein Bestandtheil anzunehmen.

(Das übrige folget.)

*) Dem Hamann zu Königsberg ist der Verfaßer einiger Schriften, die niemand versteht.

Der Einsiedler.

Siebenzehntes Stück.

Fortsetzung der vermischten Gedanken.

Gottsched gab ihr das Wasser; Schwarz und Schönaich die Erde; Bodmer so viel und so wenig Feuer, als er selbst hatte; und einige Kunstrichter, die ins Mittel traten, bliesen Luft und Wind hinein, gerade so viel, als nöthig war, den ganzen Urstoff in einander zu wirbeln, und in ein aufgedunstes Chaos umzuschaffen. Luft aus Frankreich und aus den Eilanden jenseits des Meers, aus den Urnen Italiens und aus den Catacomben der Vorwelt — wohl vermischt und durch einander geblasen, ist gut für alles Unglück und wehet in des Herrn David Mävius Buchladen für Kranke. *)

*) Siehe die Hypochondristen, eine hollsteinische Wochenschrift.

Nach und nach wird sich also ohne Zweifel die ursprünglich-deutsche Sprache verlieren, wie sich die deutsche Redlichkeit verloren hat. Von dieser spricht man noch, wie man von längst abgelebten Helden und Heiligen spricht; und jene wird nach 1000 Jahren höchstens noch die Sprache einiger Schulmeister seyn. Gellert wird in den untern Klassen exponirt werden, wie jetzt der Cornelius Nepos, und der Schüler wird für Hagedorns Namen so sehr zittern, als vor der Ruthe.

* * *

Jedermann schmäht auf die Eigenliebe; gleichwohl ist die Eigenliebe die erste Quelle, aus welcher alle gute und böse Handlungen der Menschen fließen. Pope sagt:

Selv-love the spring of motion acts the soul:
Man but for that no action would attend,
Tixd like a plant on his peculiar Spot
To draw nutrition, propagate and rot.

Die Selbstliebe, die wahre Quelle der Bewegung treibt die Seele zu ihren Handlungen an, und ohne sie kan kein Mensch etwas

verrichten: gleich einer Pflanze, die, aus dem ihr eigenen Grunde ihre Nahrung einsaugt, aufwächst, und wieder verwelkt und verdirbt.

Das erste, was wir fühlen, sind wir selbst — dieses Ich, und das Daseyn desselben. Aber die Natur hat nicht gewollt, daß der Mensch allein (isolé) sey; sie verbindet ihn mit andern empfindenden und leblosen Wesen durch das Interesse.

Alle äußerliche Gegenstände interessiren uns einigermaßen, und daher denken wir sie alle in Beziehung auf uns.

Einige interessiren uns so, daß wir sie gern besitzen, andre, daß wir sie so gern empfinden, alle aber so, daß wir sie so gern erkennen möchten. Daher die drey großen Gegenstände der Philosophie: das Gute, das Schöne, das Wahre.

* * *

Ein Ungenannter hat vor kurzem den Einfall gehabt, Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler zu sammeln. Der Ein-

fall ist gut, und kann etwas beytragen, die Begierde zum Lesen allgemeiner zu machen, ob gleich der Sammler nicht allemal glücklich gewählt hat, wie schon andre bemerkt haben. Hier sind einige wohlgerathene Beyspiele:

Zimmermann.

Die Wahrheit läßt sich nur Adepten
Gewandlos sehn.

Rabener.

Der auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie findt.

Hasse.

Wie die stolzen Töne wollen,
Daß wir seyn und werden sollen,
Also sind und werden wir,

Lohenstein.

Er raset mit Vernunft —

Feder.

Er sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn, und so gefällt er allen.

Geßner.

Zwischen Hirten, welche Kränze winden,
Wird der Dichter Weisheit finden,
Voller Einfalt, so wie die Natur,
Wie der Himmel rein, und lachend, wie die
Flur.

Leßing.

Seiner Heldenthaten müde,
Schläft er. Gönnt zur Ruh ihm Frist!
Denn, wenn Leßing schläft, so ist
Auf dem deutschen Pindus Friede.

Jacobi.

Der die Menschen süssen Friede lehret,
Süß, wie seiner Leyer Ton.

Gellert.

Der keinen Thoren lobt' und keine Wollust
lehrte,
Der Gott und sanfte Tugend ehrte.

Klopstock.

Tief in der Seele der Himmel —

Mein Herr Einsiedler!

Seit einiger Zeit bemerket man an vielen schönen, dem Ansehen nach artigen Frauenzimmern, daß sie mit einer fast ausschweifenden Art ihre kleine Hündchen, die Polonesserchen schmäucheln und liebkosen. Wenn dies aus einer Fülle der Menschlichkeit herkäme, (denn wir wissen wohl, daß der Gerechte auch seines Viehes sich erbarmet) wenn dies Betragen gegen die Thiere, aus der Ueberzeugung herflöße, daß die Thiere Halbbrüder zu uns seyn, so würde es nichts weniger als tadelhaft seyn — aber dann würde ihr Bezeugen gegen diese Thiere nichts weniger als ein eckelhaftes Liebkosen seyn; alsdann würden die schönen Damen, die jetzt solche Hündchen aus ihrer Hand, beynahe aus ihrem Munde mit Leckerbissen speisen, alsdann, sage ich, würden sie nicht bey einem armen Alten, dessen ausgehungertes, redliches Gesicht um ihre Hülfe flehet, ungerührt vorüber gehen. Was meynen Sie

wohl, Herr Einſiedler, würde manche Dame für Grimaſſen machen, wenn ſie im dringendſten Nothfalle, einem ſchwachen, vom Schlage oder der Epilepſie befallenen Menſchen (der doch ihr Bruder iſt) die Hand reichen ſollte, da ſie doch ſo ein garſtiges Thier am Buſen oder im Arme hält? Ich weiß nicht wie man dieſe Ausartung des Gefühles nennen ſolle! Weder vom moraliſchen noch vom ſinnlichen Gefühle derjenigen Frauenzimmer kan man gut denken, welche die Hunde auf eine ſo unanſtändige Art ſchmäucheln; das erſte ſcheint gar verwahrloſet zu ſeyn, das andere aber, das Gefühl der ſinnlichen Schönheit muß eine ziemliche ſchiefe Richtung bey ihnen haben, denn es iſt weder eine ſanfte noch edele und hohe Schönheit an dem zottichten Poloneſer, höchſtens iſt er poßierlich, ofte frahenmäßig — Was muß man doch von einem Frauenzimmer denken, die ohne Mitleid, ohne gerührt zu ſeyn, ein ſanftes Täubchen kan würgen ſehen, und die zu gleicher Zeit einen ſo lächerlichen Hund, der ſo dumm ausſieht wie ein Stutzer, ſchmäuchlet! Ja, wenn ſie den Hund noch wegen ſeiner Treue liebeten, und ihn etwa

deswegen zur Leibwache ihrer Unschuld bestellet hätten, da wäre es einanders! Aber moralische Eigenschaften schätzen die Damen an ihren Hündchen eben so wenig, als an ihren Anbetern —

Es ist übrigens sehr gut, daß der Gott Jupiter nicht so herumschlägt, wie vor diesem (seine schnackischen Streiche müssen Ihnen wohl bekannt seyn) denn jezo könnte er in der poßierlichen Gestalt eines Poloneser Hündchens ohne alle Mühe des Schoßes, ja gar des Herzens unserer meisten Damen sich bemächtigen. —

Dieses bitte ich Sie, Ihren schönen und vornehmen Leserinnen nebst ihrem eigenen beygefügten Nutzanwendungen in Ihrem Blatte mitzutheilen; vielleicht läßt sich doch eine oder die andere von der falschen, lächerlichen Zärtlichkeit heilen.

Sie könnten schönen Kindern auch noch sagen: daß alle Vernünftigen und Edelen unseres Geschlechtes verächtlich von ihnen denken; wiewohl diese Erinnerung nicht viel

fruchten möchte, da es gerade die vernünftigen und edelen Männer sind, um deren Gunst die Frauenzimmer sich am allerwenigsten bekümmern —

Leben sie wohl und gesund, mein lieber Herr Einsiedler, und seyn Sie versichert, daß ich stets bin Ihr fleißiger Leser

Ins

Auf meiner Stube den letzten des Weinmonates 1773.

Nutzanwendung des Einſiedlers.

Chacun à ſon gout, ſagt eine gewiſſe gnädige Frau täglich ohngefehr zwanzigmal, weil ſie eben ſo wenig zu ſagen, als zu denken pflegt, und außer den gewöhnlichen Complimenten weiter nichts franzöſiſches zu ſprechen weiß, als: chacun à ſon gout. Die ſpaniſchen Frauenzimmer tragen zu ihren kleinen Vergnügungen kleine niedliche Schweinchen, oder Spanferkel auf den Armen, und liebkoſen ſie eben ſo, wie die unſrigen ihre Hündchen, die aus Bologna herſtammen ſollen. In dem Lande der Lillipuˆter, richtet man Flöhe ab, aufzuwarten, über eine Spännadel zu ſpringen, das Verlohrne zu ſuchen, und mit einer Stimme, die kaum durch den beſten akuſtiſchen Tubus vernommen werden kan, zu antworten, wenn man fragt, wie ſpricht der Floh? In Brodinyak, oder im Lande der Rieſen; trägt ohne Zweifel eine jede galante Rieſin einen kleinen Elephanten, um etwas weniger größer, als der Elephant zu Schönbrunn iſt, an ihrem reizenden Buſen.

ſen, welcher um etwas weniges kleiner ſeyn mag, als die Kuppel der Peterskirche zu Rom. In Indien halten ſich die vornehmen Damen zu ihrer Unterhaltung artige Eydexen; und in den unbekannten Ländern, ſind vielleicht die Frösche und Kröten eben das, was bey uns geſitteten Völkern die Jolis und Mignons ſind. Chacun à ſon gout.

Wer will es alſo den Frauenzimmern verwehren, wenn ſie oft ihren Männern lange nicht ſo ſchön thun, als ihren Hunden? Wer will es ihnen verdenken, wenn ſie an dieſen mehr Geſchmack finden, als an jenen?

Es iſt zwar ein wenig eckelhaft, den Küſſen zuzuſehen, die eine reizende Dame an einen nicht reizenden zottichten Hund verſchwendet; und es dürfte leicht ein eigenſinniger Mann die Begierde verlieren, eine Hand zu küſſen, welche kurz zuvor die Flöhe einer elenden vierbeinigten Creatur getödtet hat.

Indeſſen iſt doch dieſe Hundeliebe deswegen zu entſchuldigen, weil ſie ein Supple-

ment

ment der Menschenliebe ist, und zugleich einen Wink giebt für die Menschen, daß sie sich so lieben möchten, wie wir die Hunde, und wie die Hunde uns.

Denn die Treue des Hundes ist fester, als die Treue der Männer. Eine Frau findet in ihrem Hunde Trost, wenn der Mann sie verläßt, entweder wegen seiner Geschäfte, oder wegen seines Caffeehauses, oder wegen seiner Hündin. „Du bist ein getreues Thier, du „bist ein gutes Thier, wird sie ausrufen, „o! wäre doch mein Herr so gut, wie du!“ Der gute Hund wird bey diesen Caressen empfindsamer seyn, als der gnädige Herr! er wird seine Treue durch alle hündische Grimassen bezeigen, und die gnädige Frau wird sich freuen, daß doch in ihrem Hause, unter so vielen Thieren, von ihrem Manne an gezählt, ein einziges Thier ist, welches so aufrichtig und ohne Interesse liebt. Es ist eine ewige Erfahrung, daß ein Hund, oder eine Katze dem Herrn, oder der Frau von Hause insgemein weniger Ungelegenheit machet, als der Herr und die Frau sich selbst.

Oft liebkoſet ein Frauenzimmer einem Hunde, weil ſie ſonſt nichts beſſeres zu liebkoſen findet. Die Langeweile iſt ein unerträgliches Ding, kann man ſie nicht mit Menſchen vertreiben, ſo vertreibt man ſie mit Hunden. Dem Hunde geht es nicht beſſer. Auch er, der Herr von Hund, hat lange Weile, und er vertreibt ſie mit Menſchen.

Oft verſieht ein Hund die Stelle der Schnupftobacksdoſe. Man iſt in Geſellſchaft; die Geſellſchaft iſt traurig; die Unterhaltungen vom Wetter, ſelbſt die Stadtchroniken ſind erſchöpft; nichts mehr weiß man zu reden; der Mann klopft alſo auf ſeine Doſe, und das Weib auf ihren Hund.

Ich habe Männer, ich habe Philoſophen geſehen, welche ihre Hunde liebten, weil ſie bey dieſen mehr Aufrichtigkeit fanden, als bey ihren Mitmenſchen. Und die Wahrheit zu ſagen, ich ſelbſt gehöre in dieſe Klaſſe. Du, o guter Purzel, ich liebe dich dafür, daß du, als dein Herr verreiſt war, melancholiſch wurdeſt, einige Tage nichts aßeſt, immer den Ort ſuchteſt, wo dein Herr und

dein Freund zu ſitzen pflegte; daß du hündiſche Elegien tönteſt, empfindſamer, als ein Menſch menſchliche Elegien tönt.

Wenn ein Philoſoph in elender Geſellſchaft iſt, mit wem kan er ſich beſſer unterhalten, als mit ſeinem Hunde?

Wie oft muß der Politicus einem Hunde ſchöne Sachen ſagen, bloß um einer gnädigen Frau ſchöne Sachen zu ſagen, welche ihrem Geliebten deswegen ſchöne Sachen ſagen wird, welcher Geliebte dem Miniſter ſchöne Sachen ſagen wird, welcher Miniſter ſeinem Herrn ſchöne Sachen ſagen wird — aus welchen ſchönen Sachen entweder Krieg, oder Friede entſtehen wird.

Dies wäre ein kleiner Entwurf zu einer Apologie der Hunde, welche mein Herr Correſpondent unbilliger Weiſe ſo ſehr beleidigt hat.

Ich wundere mich, daß mein ungenannter Correſpondent, ſtatt ſeines Briefs wider die Hundsliebe, nicht eine juvenaliſche, oder lu-

cian-

clamiſche Satire wider die Papageyenliebe geſchrieben hat. Ein Hund iſt doch ein nützliches und ſo gar in gewiſſen Umſtänden nöthiges Vieh, und er verdient es ſowohl durch ſeine Treue und Wachſamkeit, als durch ſeinen guten menſchenfreundlichen Charakter, daß wir ihn wieder lieben. Ein Papagey hingegen iſt ein ganz unnützer Schwätzer, der weiter nichts als ſchöne Federn und eine abſcheuliche Stimme hat. Mit dieſer fällt er den Ohren ſehr beſchwerlich, daß ich mir oft wünſchte, keine Ohren zu haben, wenn ich durch das widrige kalekutiſche Geſchrey eines ſolchen Junkers aus dem Vögelgeſchlecht betäubt wurde. Silens Eſel, welcher die Rieſen erſchreckte, kan keine unangenehmere und widerwärtigere Stimme gehabt haben, als die Papageyen, dieſe Lieblinge unſerer Frauenzimmer, die ſie küſſen, ſtreicheln, putzen, ihren ſtinkenden Käfig ſäubern, ſie füttern, ja ſogar ſie aus eben dem ſchönen Munde eſſen laſſen, den ein Paar Minuten zuvor ein anderer, aber unbefiederter Papagey, entweder geküßt, oder zu küſſen gewünſcht hat. Chacun à ſon gout.

Noch habe ich drey Briefe vor mir liegen, die ich aber unmöglich in meine Wochenschrift einrücken kan. Sie sind gut und witzig geschrieben; aber man müßte ein sehr einfältiger Einsiedler seyn, um nicht zu sehen, daß diese Briefe nichts anders sind, als Pasquille, das heißt, bittere Satyren, auf Personen, die jeder Leser, welcher die Hauptstadt kennt, sogleich entziffern würde.

Ich habe diese Briefe verbrannt, weil ich auf keine Weise der Verbreiter eines muthwilligen Witzes auf Kosten meiner Mitmenschen seyn mag.

Ein anders ist überhaupt persönliche Satiren; ein anders ist Pasquill. Eine jede Satire ist gewissermassen persönlich; denn die einzelnen lächerlichen Züge müssen doch aus der Natur genommen und folglich von würklichen Personen abgezogen werden.

(Das übrige folget.)

Der Einsiedler.

Achtzehntes Stück.

Fortsetzung des Vorigen.

Es giebt Fälle genug, wo man sogar die lächerlichen Personen nennen kan, ohne deswegen ein Pasquillant zu seyn. Dies thaten die Griechischen und Römischen Dichter; dies thaten Boileau, Pope, Swift, Arbuthnot, Churchil und Liskow; besonders die letztern in ihren Kriegen mit den elenden Scribenten der damaligen Zeit.

Ein Pasquill ist eigentlich eine Schrift, worinn man den moralischen Charakter einer lebenden Person angreift, ohne dazu berechtigt zu seyn; zum Beyspiel, wenn man einer solchen Person Verbrechen, oder Laster

andichtet, wegen welcher sie sogar von der Obrigkeit bestraft werden müßte; oder Niederträchtigkeiten, die ihr die Verachtung aller gutdenkenden Menschen zuziehen würden.

Es kan folglich eine Schrift ein Pasquill, das ist eine geschriebene Injurie, seyn, ohne daß in derselben der Name der beleidigten Person ausgedrückt ist. Man kan sie so genau schildern, daß jedermann mit Fingern auf sie deutet, und sagt: dies ist Cleant, dies ist Mopsus, dies ist Tisa!

Nunmehr werden die drey ungenannten Correspondenten die Ursache einsehen, weswegen ich ihre Aufsätze diesen wöchentlichen Blättern nicht einrücken konnte.

Probe eines kleinen Romans in Briefen. *)

Welch entzückendes Vergnügen, dich zu sehen, dich in meine Arme zu schlieſſen! O Freundin, wie lang schien mir deine Abwesenheit! wie schlug mein Herz nach diesem Augenblicke! und nun du kommst nach einer Abwesenheit von 6. Monaten wieder gesund, und schöner als jemals zurück! welche Wonne für ein Herz, wie das meinige, das bisher niemand hatte, in dessen Schooß, es seinen Schmerz ausschütten könnte, niemand, der an seinem Kummer Antheil nahm; ach Sophie! wie viel habe ich dir zu sagen, von meinem Herzen zu sagen, das die Feder nicht im Stande ist zu schreiben. Du findest nicht

*) Ein Frauenzimmer, welches schon durch andere Werke des Witzes und durch den Beyfall eines aufgeheiterten Publici einen ansehnlichen Rang im Senate der deutschen Litteratur erhalten hat, ist die Verfasserin dieses kleinen Romans, welchen der Einsiedler durch die ersten Kapitel dem Publiko ankündigt.

mehr jene Henriette, die die Glückseligkeit ihres Gatten war, nein! eine Verlassene, eine von ihrem Manne Verachtete; und doch, ich bitte dich, hasse ihn nicht, er verdient dein Mitleid; ja, das verdient er. Eine Creatur, o eine häßliche Creatur, wußte ihn zu fesseln, und für mich wird er auf immer verlohren seyn. Gott! welche Vorstellung, ich sollte meinen Mann auf immer verlohren haben? Unmöglich, unmöglich. Ich will das Aeßerste wagen; ich will mich zu seinen Füßen werfen; seine unschuldigen Kinder werden ihre Hände gegen ihn ausstrecken, und er wird sie gewiß nicht verstoßen. Aber Gott weiß, wann er kommt. Ich habe ihn schon seit 2. Tagen nicht gesehen. — Doch ich glaube, ich höre seine Stimme. — Ja, sie ist es. Er kömmt näher, er nennt meinen Namen, ich zittere. — Er ist fort, ja, meine Freundin, fort. Ich muß ihnen eine Beschreibung von dem machen, was in meinem Zimmer vorgieng. — Ich hatte die Feder noch in Händen, als er in mein Zimmer trat, mit einem Gesichte, worinn Unruhe und Verzweiflung abgemalt war, setzte er sich ohne mich anzusehen, ich zitterte am gan-

zen Leibe, und getraute mich nicht ihn anzureden. So saßen wir eine gute Weile. Endlich faßte ich alle meine Herzhaftigkeit zusammen. Ich gieng auf ihn zu, mein Mann, mein liebster Mann! ein Blick, ein gütiger Blick gab mir Muth mehr zu sprechen. Ich nahm seine Hand, ich küßte sie, ich benetzte sie mit meinen Thränen, und sagte: Hat denn deine Gattin, deine dir sonst so liebe Gattin sogar dein Vertrauen verlohren, willst du sie nicht an deinem Kummer Theil nehmen lassen? Ich weiß, daß ich dein Herz verlohren habe, ohne meine Schuld verlohren habe. Ich mußte die letzten Worte mit etwas Bitterkeit gesagt haben, weil er plötzlich aufstund, mich mit einem Gesichte ansah, wovor der Standhafteste würde gezittert haben, er hätte mich gewiß verlassen, wenn nicht der Anblick der Verzweiflung, die er an mir sah, ihn abgehalten hätte. Er stand still. Was willst du von mir? dein Vertrauen, dein Herz, deine Liebe und einen Vater für deine Kinder; bey diesen Worten fiel ich ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und bat mit einer rührenden Stimme, mir zu sagen: warum er heute wider seine Gewohnheit so frühe nach Haus

gekommen, was die Verzweiflung bedeute, die ich an ihm wahrnahm? Sie wollen es wissen Madame? ob ich es wissen will? und da fragen sie erst. Nun gut, so wissen sie denn, ihr Vermögen, mein Vermögen ist durchgebracht. — und Gott! durch wen? durch eine Kreatur, die ich anbethe; und die sie jetzt hassen, sagte ich geschwind darauf. O mein Freund! sie kennen ihre Gattin nicht. Der heutige Tag ist der glücklichste in meinem Leben, ich finde meinen Mann wieder. Sie sagen, daß mein Vermögen dahin ist, nun gut, noch bleibt uns ihre Besoldung, und die 40. tausend Gulden, die mein Vater unsern Kindern vermacht hat, wir ziehen den Nutzen davon, wir schränken unsern Pracht ein, und wir werden vergnügt seyn. Nicht wahr, mein Mann? währender Zeit, da ich dieses sagte, sah er mich starr an. Endlich fieng er mit einem entzückten Ton an, ja meine Henriette! ja, das wollen wir. Meine Kinder, laß sie mir kömmen, laß sie mich küssen. Ja sagte ich, ja sie müssen ihren Vater sehen, den ich für verlohren hielt. Bey diesen Worten eilte ich zum Zimmer hinaus, und holte sie. Ich eilte so viel als möglich

mit

mit meinen Kindern in mein Zimmer zurück. Was? sagte mein größerer Sohn, der Papa ist hier? ich dachte er wäre noch verreist, wie lange habe ich ihn nicht gesehen, nun — werden die Mama nicht mehr um ihn weinen. Jetzt werden sie wieder so vergnügt seyn, als sie sonst waren, wenn sie uns besuchen. Ja Papa, in meinem Leben habe ich die Mama nicht so traurig gesehen, als seit der Zeit, da sie nicht hier waren; denn so oft wir um sie fragten, welches denn sehr oft geschah, so seufzte sie, nahm uns in ihre Arme, und sagte: euer Vater — Er ist nicht hier. Dann weinte sie und wir weinten auch, weil die Mama weinte, aber was sehe ich schon wieder Thränen in den Augen? Lieben sie uns denn nicht mehr? komm mein Bruder, sagte er zu meinem kleinen Sohn, laß uns zu ihren Füßen werfen, wenn wir was gethan haben, so strafen sie uns, nur weinen sie nicht. O Sophie stellen Sie sich einen Augenblick in meine Stelle, in die Stelle einer Mutter, die ihre Kinder zärtlich liebt, und sieht, daß sie es verdienen. Entzückt schloß ich sie in meine Arme, drückte sie an meine Brust, ja, meine Kinder, ja

ihr werdet mich eben so vergnügt sehen, wie ich sonst war, und ihr, ihr werdet nicht mehr allein seyn, sondern immer bey mir, bey eurer Mutter, die euch liebet. Mein Mann, der bis jetzo kein Wort gesprochen hat, stund mit der größten Lebhaftigkeit auf. Nein Henriette; nein, ich verdiene dich nicht. O wenn du alle meine Verbrechen wüßtest, du würdest mich hassen, doch das heißt dich beleidigen, du hassest niemand, und ich, ich ich Ungeheuer! konnte dich betrüben; aber glaube mir, ich fühle mein Verbrechen, ich fühle es. Hier schwieg er still, stand einen einen Augenblick in Gedanken, fuhr alsdann in einem schwerzhaften Tone fort: ich will dich rächen, oder nicht leben. Clarisse (das ist der Name der Weibsperson, die meinen Mann verführet hatte) du, du sollst fühlen, was meine Rache kan. Ja Henriette, du sollst deinen Mann nicht eher wiedersehen, bis er dich gerächet hat; das ist alles, was ich thun kan. Lebet wohl, lebet wohl meine Kinder, ihr werdet mich bald wieder sehen. Meine Thränen, das Bitten der Kinder, nichts konnte ihn zurückhalten, er riß sich los, und er war fort, ehe ich mich besinnen

ſinnen konnte. Nun war ich mit meinen Kindern allein. Warum Mama! warum iſt denn der Papa ſchon wieder fort! muß er denn ſchon wieder verreiſen? wir haben ihn doch ſo ſchön gebethen, bey uns zu bleiben. Er muß uns wohl gar nicht lieben. Aber Mama! fieng der größere an, der Papa ſagte ja, er werde bald wieder fortreiſen; komm ſagte er alsdann zu ſeinem Bruder, komm, die Mama wird wollen allein ſeyn. Nein, ſprach der Kleinere, ich gehe gewiß nicht, bis die Mama zu weinen aufgehört hat, ausgenommen, ſie befiehlt es mir. Ich konnte ohnmöglich die Zärtlichkeit meiner Kinder ohne Thränen anſehen, kommet, ſagte ich zu ihnen, kommet. Sie gaben mir die Hände, ſie küßen die meinigen, und ſo führte ich ſie in mein Zimmer. Jezt bin ich allein, wo mag mein Mann ſeyn! der Himmel weiß es! ich bin ſo voller Unruhe, daß ich es nicht beſchreiben kan. Gott! eben fällt mir das fürchterliche Wort ein, daß er ſagte: ich will dich rächen, oder nicht leben. Was für eine Rache kan er wohl an einer ſo niederträchtigen Kreatur, wie die iſt, nehmen? Verachtung, das iſt die beſte.

Mein Bedienter kommt, was will er? die Gräfin hält vor der Thür — — sage er, daß ich unpäßlich, daß ich keinen Besuch annehme. Aber eure Gnaden, sie ist schon angekommen, nun gut, sie sey willkommen. Verzeihen Sie meine theuerste Sophie, daß ich Sie einen Augenblick verlaße, ich muß Gräfin Holdenthal empfangen — — Ich hatte Sie gestern verlassen, als man Gräfin Holdenthal anmeldete. Wenn Sie hieher kommen, so müssen Sie sie kennen lernen.

Meine liebe Sophie, sie ist die charmanteste Dame von der Welt. Erst 6. Monate verheurathet und die Glückseligkeit ihres Mannes. Ach Himmel! glücklich ist sie. Ich war es auch, aber nun — Meine theureste Freundin! mein Mann ist diese Nacht nicht nach Hause gekommen, Gott weis wohin er gerathen. Gräfinn Holdenthal führte mich gestern wider meinen Willen in eine Gesellschaft. Man fragte nach meinem Name, man zischte sich was in die Ohren, dann sahen sie mich mit einer mitleidigen Miene an; bald hätte ich es nicht aushalten können, besonders als ich Baron Milen eintreten sah.

Sie

Sie werden sich noch zu erinnern wissen, meine liebe Freundin, daß er sich vormals um meine Gunst bewarb; auch daß er nach einer abschlägigen Antwort auf Reisen ging; nun ist er aber nach einer Abwesenheit von 6. Jahren ungezogener, als jemals, zurückgekommen. Das erste, was er mit mir sprach, war eine Beleidigung. Ha, gnädige Frau! treffe ich sie endlich einmal an? Seit meinen Hierseyn konnte ich sie nirgends finden: aber beym Geyer, sie sind noch eben so schön, als sie es vor 6. Jahren waren, und ihr Mann, ma foi, er hat Unrecht, sie wären mir lieber als seine Maitresse. Ja wahrhaftig! hören sie, gnädige Frau! ich kenne ihres Mannes Liebste genau; ich will sie ihnen kennen lehren; vermuthlich wird es ihrem Manne nicht ungenehm seyn, wenigst meine Frau müßte mit allen meinen Maitressen Freundschaft halten. Clarisse ist zwar eine gefährliche Kreatur, denn wem sie einmal in Fesseln hat, der kommt nicht eher heraus, bis er zu Grunde gerichtet ist. Mich wollte sie auch einmal fangen, aber ich war kein Narr. Aber gnädige Frau, was ist ihnen, sie werden auf einmal so roth; ist ihnen warm?

Ja

Ja Herr Baron, besonders weil sie mit mir sprechen. Ich winkte der Gräfinn Holdenthal, wir stunden auf und nahmen Abschied. Baron Milen ist ein wahres Muster der Dummheit. Dergleichen junge Herren denken, wenn sie einige Jahre in Paris gewesen, daß es ihnen eine Ehre ist, unverschämt zu seyn. Doch genug von einem so abgeschmackten Menschen. Aber meine liebe Sophie meine Unruhe mehret sich alle Augenblicke, ich höre, ich sehe nichts von meinem Manne. O Freundin! wie kurz war mein Vergnügen, kaum glaubte ich meinen Mann gefunden zu haben, als ich schon wieder zittern muß, ihn zu verlieren. Ach Sophie! wie bitter ist der Ehestand — — Was giebt es — einen Brief. Von wem? Von dir meine Liebe? Nein, es ist die Handschrift meines Manns. Was mag er mir wohl schreiben, warum kommt er nicht selbst? ich muß es lesen, ich muß — O meine Freundin trösten sie ihre verlassene Henriette, kommen sie in meine Arme, ich habe niemand mehr als sie und meine Kinder. Mein Mann ist für mich verlohren. Lesen sie diesen Brief und beklagen sie mich, ich bin zu matt ihnen zu schreiben,

was ich empfinde. Meine Augen werden schwach, die Feder versagt mir ihre Dienste, ich kan nichts mehr schreiben, als — lieben sie die Unglücklichste unter allen Weibern.

Henriette von D.

Schreiben des Herrn v. D. an seine Gemahlin.

Madame, denn den Titel einer Gemahlin verdienen sie nicht. Nein, so strafbar hätte ich sie nicht geglaubt, mit welchen geküpfelten Thränen wußten sie mich gestern zu erweichen. Aber wissen sie, ich kenne izt ihre ganze Abscheulichkeit; doch ich will mich nicht zu Vorwürfen erniedrigen. Baron Milen: ha der Verräther. Es soll ihm das Leben kosten, und sie Madame, sie sind noch weit strafbarer, als er. Die Masque der Unschuld und Zärtlichkeit beyzuhalten, das heißt die Niederträchtigkeit zu weit getrieben. Ich zittre vor Wuth, da ich ihnen das schreibe. Es ist aber das letztemal. Ja von nun an sollen sie von mir nichts mehr hören. Aber Milen — Er soll empfinden, was die Rache

eines

eines beleidigten Mannes kan, und sie Madame, bessern sie ihre Lebensart, wenn sie noch einer Besserung fähig sind. Das ist der letzte Rath eines beleidigten Mannes.

v. D.

Meine theuerste Sophie!

Eben habe ich ihren Brief bekommen, in welchem sie mir die Ursache berichten, daß sie noch hier sind. Ihre Mutter ist krank? Ich bedaure sie. Bleiben sie bey ihr meine Freundin. Es giebt nur Eine Mutter. Ich empfinde noch immer den Verlust der meinigen. Und sie sind noch jung, meine Freundin, sie brauchen noch die Lehre einer Mutter. Aber aus ihrem Schreiben sehe ich, daß sie meinen Brief noch nicht erhalten haben. Bisher habe ich mein Schicksal geduldig getragen, ohne mich zu beklagen, aber der letzte Stoß ist zu schmerzhaft. Ich eine Strafbare? Eine Betrügerin meines Mannes. Gott! dessen beschuldigt man mich, und ich, ich habe niemanden, der sich meiner Unschuld annimmt. Meine Mutter, wenn sie noch lebte, in ihrem mütterlichen Schooße würde

mein zerrissenes Herz sich trösten, in ihrer Umarmung würde mein Herz Linderung empfangen. Aber nun sie ist nicht mehr, und ich bin eine Verlassene, eine von aller Welt Verlassene.

Verzeihen sie meine liebste Sophie, die Klagen einer Frau, die zu schwach ist, ihr Unglück zu ertragen. Mein Mann, mein ungerechter Mann, und den ich noch immer liebe, er ist fort, und Clarisse, die unwenschliche Clarisse, ist auch unsichtbar. Und unfehlbar ist sie es, die meine Unschuld meinem Manne verdächtig gemacht hat. Und ich, wo werde ich ihn wieder finden, wann werde ich ihn sehen? Und — ach! in was für einem Zustande. Er mag seyn, in welchem er will, wenn er nur meine Unschuld erkennet, und mich liebt. Doch wohin treibt mich meine Phantasie, meine betrügerische Hofnung? ach meine liebe! wie gern schmäuchelt man sich mit dem, was man wünscht.

Doch itzt Sophie, will ich ihnen berichten, was seit der Zeit vorgienge, da ich meines Mannes Brief bekam. Ich bin nicht im

Stande zu beschreiben, was damals in meinem Herzen vorgieng, Liebe, Verzweiflung, Haß gegen Clarisse, alles bestürmte mich. In diesem schrecklichen Zustande wollte ich fort und meinen Mann suchen; nichts würde mich abgehalten haben, wenn es nicht eine Art von Ohnmacht gethan hätte, was mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht; so viel erinnere ich mich, daß ich bey meiner Wiederholung in meinem Ruhebette lag, und Gräfin Holdenthal bey mir saß. Man hat ihr alles erzählt, und sie, die würdige Freundin, was für Mühe gab sie sich, mich zu beruhigen. Die erste Last, die sie mir vom Herzen nahm, war diese, daß sie mich versicherte, daß das Leben meines Gemahls nicht in Gefahr sey, indem Baron Milen gestern auf eines seiner Landgüter gegangen, und dann könnte ich versichert seyn, daß er sich mit meinem Manne gewiß nicht schlüge; denn seine Herzhaftigkeit sey nicht groß, zu dem könnte er auch kein Blut sehen, dieses antwortete er einmal auf ein Ausforderungsbillet, das ihm Graf Hektor wegen einer Grobheit, die er ihm angethan, zuschickte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Einsiedler.

Neunzehntes Stück.

Fortsetzung des Vorigen.

Gräfinn Holdenthal erzählte mir dieses, um mich ein wenig aufzumuntern; aber umsonst, mein Kummer war zu groß, nichts war im Stande ihn zu lindern, die liebe Gräfinn versprach auch, sie wollte sich alle Mühe geben, zu erfahren, wohin mein Mann sey, nur sollte ich mich beruhigen. So meine Liebe sind schon acht Täge verflossen, ohne daß ich etwas in Erfahrung gebracht. Gräfinn Holdenthal verläßt mich keinen Augenblick, seit einer Woche ist das der erste Tag, daß ich an Sie schreiben kann: und wenn sie hier wäre, so würde sie es noch verhindern; denn das Schreiben, spricht sie, vermehret nur meinen

Kummer, und ich müßte mich zu zerstreuen suchen; so besorgt ist sie vor mich, aber sie betrügt sich. Mit ihnen zu correspondiren, meine Liebe! — ist noch mein einziger Trost. Ein beklemtes Herz, wie das meinige ist, findet Linderung, wenn es seinen Jammer in den Schooß einer Freundinn ausschütten kann. Gräfin Holdenthal stehet hinter mir, und liest meinen Brief . . . . . Sehen sie doch, meine liebe Sophie, ich soll aufhören zu schreiben, und mit ihr zu ihr fahren, das kann unmöglich seyn. Gott! wenn mein Mann hier wäre, und mich liebte, wie beneidenswerth glücklich wäre ich in den Schooß einer liebenswürdigen Familie! zwo Freundinnen, wie sie und Gräfin Holdenthal sind. Ach Sophie! — doch meine liebe Gräfin läßt mich nicht weiter. Sie dränget mich vom Schreibtische weg; ich muß wider meinen Willen aufhören. Sie selbst will an sie schreiben. Sie nimmt mir die Federer, dieses schreibt . . . . . ja, ich selbst nehme ihr die Feder aus der Hand, ob sie gleich zürnen werden.

Meine

Meine liebe Freundin! erlauben sie, daß ich sie bey diesen Namen nennen darf, denn ich liebe sie schon eben so sehr, wie unsre Henriette selbst. Aber bald hätte ich vergessen, wo ich geblieben bin, beym Zürnen. Nicht wahr? ob sie gleich böse seyn werden, so muß ich doch die Frau von D. verhürten an sie zu schreiben, wenigstens nicht so viel, denn ihre Gesundheit fordert es; aber die Ursache, warum ich an sie schreibe, ist, sie meine liebe Freundin! zu ersuchen, daß sie ihre Bitte mit meiner vereinigen, und unsere liebe D. dahin bringen, daß sie sich nicht so sehr wegen der Untreue ihres hitzigen Mannes bekümmert. Er kömmt gewiß wieder zu ihren Füssen.

Ja! ja! zu ihren Füssen. — Seufzen sie nur nicht, meine liebe Henriette! sie sollten sehen Sophie, wie sie da sitzet, den Kopf in der Hand, und so oft ich von ihrem Mann schreibe, seufzet und weinet sie. Sie würden gewiß gerührt, wenn sie sie sehen. Aber ich, ich bin standhaft, denn ich kan für Zorn nicht weinen. Die häßlichen Männer, ja alle, ich nehme meinen Herrn selbst

hatte? Ja, ja, eben diese, die ihnen die gröste Liebe versprochen, so lang sie Holdenthal seyn werden, werde ich die sanftmüthige Adelheit bleiben. Aber als ein herrschsüchtiger Ehegemahl fordern sie nichts von mir. Aber Adelheit? so wollen sie nicht daß ich ihre Fehler sehen, und sie verbessern soll? sie wollen also nicht eine so vollkommene Frau, eine so zärtliche Mutter werden, wie unsere Freundin Henriette ist? Nein, nein, sie wollen es nicht! — — Aber, ich glaube gar, der Mann weint — ja, wahrhaftig. Wie, Madam! wollen sie mich zum Gespötte machen? doch nein, sie selbst sind mehr zu beklagen. Ach theuerste Frau von. D! bedauern sie mich, daß ich meine Zärtlichkeit an eine Frau verschwendete, die der Leichtsinn regieret.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Aber, meine Henriette! meine liebe Henriette! ich glaube gar, ich habe meinen Gemahl beleidiget? Gott! ware es möglich? doch nein! ich sagte ja nichts. Gehen sie, meine Freundin! sagte sie zu mir, gehen sie. Sie vermögen viel über meinen Mann, besänfti-

gen

gen sie ihn. Wenn ich Kinder hätte, so müßten die ihren Vater bitten, aber so vertreten sie indessen, meine Liebe! die Stelle: gehen sie doch. Nein! ich will ihn selbst bitten. Ha! das wäre aber zu demüthig; er wird sich zu viel über diesen Sieg einbilden. Nein, nein, ich gehe nicht. Dieses gieng so hintereinander fort, daß ich bis izt nicht antworten konnte. Meine liebe Holdenthal! sie haben ihren besten Mann beleidiget. Kommen sie mit mir, ein einziges Wort von ihnen, und er wird ihnen alles vergeben. Vergeben, vergeben, so habe ich ihn denn so beleidiget, daß ich ihn um Vergebung bitten muß. Ja, das müßen sie, meine liebe Gräfin! sagte ich, ihr Herr ist der vollkommenste Mann, den ich kenne. Er verdient, daß ihm ein so schöner Mund, wie der ihrige ist, um Verzeihung bittet, besonders da sie gefehlet. Nun gut, sagte sie, führen sie mich zu meinem Mann. Nun führte ich meine Bußfertige in das Zimmer des Grafen. Er stand tiefsinnig an einem Fenster gelehnt, so daß er uns nicht gleich sah. Herr Graf! Herr Graf! hier führe ich ihnen eine kleine Sünderin auf, die es aber bereuet. Er ließ

ihr das Wort : ich habe gefehlet, mein lieber Mann! vergieb mir, nicht ausreden, als er ſie ſchon in ſeine Arme ſchloß. Meine liebe Adelheide, ſprich nichts von Fehlen, von Vergeben, ſage nur daß du mich liebeſt. Unſere liebe Gräfin wurde weichherzig, die Thränen ſtunden ihr in den Augen, ſie küßten einander, der Friede wurd geſchloſſen, und man ward vergnügt den ganzen Abend, bis auf mich, denn ich kann es nicht ſeyn. Von meinem Manne verlaſſen, den ich über alles liebe, und meine Kinder, meine armen Kinder, ohne Vater. Gott! dieſe Vorſtellung überſteigt meine Kräften. Bethen ſie für Henriette, ſie braucht es wahrhaftig. Ich werde, ſobald es meine Thränen und Seufzer zulaſſen, wieder ſchreiben.

v. D***

Brief eines Fremden an den Einsiedler.

Gleichwie der große Gargantua *) nach Paris gieng, zu lernen alles, was dort zu lernen war, also bin ich aus Norderditmarschen nach der deutschen Hauptstadt gereist, um zu sehen alles, was zu sehen ist: die Plätze, Straßen, culs de sai, Kirchen, Paläste, Häuser und Gärten, die Bibliotheken, die Galerien, die Cabinete, die öffentlichen Versammlungsörter, die Fabriken, die Gewölbe, die Spaziergänge, die Spektakel, das deutsche und wälsche Theater, die künstlichen Feuer, die Hetze — und überhaupt alles merkwürdige, was nach Anleitung des Herrn Pater Fohrmanns und des Almanach de Vienne beschauet und beobachtet werden kan.

*) Nach der affentheuerlichen und naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung des Doctor Franz Rabelais, ins Deutsche travestirt vom Herrn Fischart. 1605.

Was unter allem diesen in meinen Augen das vortreflichste, angenehmste und nützlichste ist, was in den meisten Orten unsers deutschen Vaterlandes vermißt wird, und was gleichwohl viel, sehr viel beyträgt, nicht nur zu der Belustigung der Einwohner, sondern auch zu der Ausbreitung guter Sitten, und selbst zu der Erhaltung des Staats: dies ist, nach meiner unvorgreiflichen Meinung, die Kreuzerkomedie *)

Die mancherley Spiele des Gargantua, der Nutelfaunzner Fladenkrieg, und selbst alle Legationen an den König Bittergroll können nicht eine so honnette und lustige Unterhaltung gewähren, als die dickberührte Komödie, welche zu der Vergnügung der Dilektanten unstreitig noch mehr, oder wenigstens eben so viel beywürket, als die Theilung der hun-

*) Wegen der auswärtigen Leser ist hier die Anmerkung zu machen, daß man unter der Kreuzerkomödie ein Marionettenspiel versteht, mit Hannswurst, Colombine und Consorten, wobey insgemein auch absonderliche kunstreiche Kunststücke auf dem Seile und Drate einem vornehmen und geehrten Publiko zu dessen honetter Erlustigung zur Mahlzeit pro ultima reichen.

hungarischen Ochsen, oder die Exekutionen auf dem gewöhnlichen Richtplatze vor dem Schottenthore. Ohne Zweifel ist sie auch weit lustiger, als die Schauspiele im deutschen, selbst, als die opera buffa im welschen Theater. Sie bringt also die Menschen in einen guten Humor; und da ein berühmter Schriftsteller unlängst erwiesen hat, daß ein weiser Regent für das Glück und für die Ruhe der Monarchie weiter nichts zu thun habe, als seine Unterthanen im guten Humor zu unterhalten; so ist hieraus der gewaltige Einfluß ersichtlich, welchen die Kreuzerkomödie hat, auf das Wohl und die Glückseligkeit des Staats.

Ferner wird dadurch auf eine heilsame Weise für die Gesundheit der Bürger gesorgt. Man pfleget hier bekanntermassen täglich so viel zu essen, daß man nicht nur für heute satt wird, sondern auch in den Magazinen des Magens, gleich den wiederkäuenden Thieren, noch etwas für den kommenden Tag aufspart. Hieraus könnten leicht allerley Zufälle, als Unverdaulichkeiten, Eckel, Fieber, Verstopfungen, Magenweh und dergleichen

ent-

entstehen, wofern man nicht Mittel hätte, durch eine fast elektrische Erschütterung des Zwerchfells die Maschine wieder in ihre natürliche Bewegung zu bringen, und das Ueberflüßige auszutreiben, um künftigen Tag wieder etwas anderes Ueberflüßiges einzunehmen.

Mein Hauswirth ist einer von den genügsamsten Menschen in der Stadt. Während der ganzen Woche kömmt nichts auf seinen Tisch, als etwa Rindssuppe, Rindfleisch, Rostbrätel, Lungenbrätel, Panädel, Strudel, Eingemachtes, Zuspeise, Schlegel, Knödel, Grün, Ummurken, Koch, Wermuth, Nierel, Kuchelhopf, Küpfel, Kranewitter, Schunkenfleckel, Dampfnudel, Capäunerl, gebackene Hühnein, Aufgeschnittens, Carbonädel, Wuchteln, Wasserspatzen, Scheiterhaufen, Schupfnudeln, Zwockerle, Regenwürmerl, Nockeln, Schmarren, und etwa nur vierzig andere Speisen, auf die ich mich nicht besinnen kan.

Bey dieser so mäßigen Lebensart ist er gleichwohl immer krank, ausgenommen zu den Zeiten der Kreuzerkomödie, wo ihn ein einzi-

ger

ger Siebener (denn er geht auf das Parterre noble) als alle abführende, blutreinigende und stärkende Arzneymittel, die er außer den Marktwochen zu gebrauchen pflegt.

Am meisten werden die Zuschauer belustiget durch die schönen Zweydeutigkeiten und von den Feinden und Neidern der Kreuzerkomödie sogenannte Zoten, die man in beyden Theatern auf der Freyung und auf dem Hofe täglich hören kan. Diese Dinge sind doch gespaßig, und man kan solche zuweilen wieder in honetten Gesellschaften anbringen, anstatt, daß man im deutschen Theater nichts witziges hört, womit man etwa ein Frauenzimmer könne erröthen machen. Doch daran ist, wie ich höre die strenge Censur Schuld, und sollte diese, wie zu befürchten ist, einst auch auf die Kreuzerkomödie ausgedähnet werden, dann hätte diese ihre ganze Schönheit verlohren, und der fruchtbarste Zweig unter allen Zweigen des hiesigen Vergnügens wäre verdorret.

Dieses wäre um desto mehr zu betauern, da dieses Spiel auch weit künstlicher ist, als

die andern Kommödien. Denn im deutschen und französischen Theater haben die Menschen auswendig gelernt und sagen bloß ihre Rollen her. In der Kreuzerkomödie aber extemporiren die Puppen. Was für ein Contrast! der Mensch lernt auswendig, und das Holz spricht aus dem Steggreife.

Eben deswegen haben weder die Harlekine und Colombinen, noch die schöne Aurelia, noch der unselige Doctor Faust, nebst seinen Mephistophile einen Souffleur nöthig, welchen man oft in den andern Schauspielen eher hört, als den Schauspieler selbst.

Wie künstlich sind nicht die Bewegungen eines Scapins und einer Scapina auf dem Seile und Drate! Ich finde nichts, was diese Künste übertrafe, es müßten denn etwa die Spektakel in Mexiko seyn, wie sie Hernando Cortez daselbst angetroffen hat. Ein bewährter Autor *) erzählt uns davon folgendes: „Gemeiniglich fanden sich drey, oder

„vier

*) S. die Eroberung von Mexico durch Hernando Cortez S. 133. in der Stuttgarder Ausgabe.

„ vier Schalksnarren, welche den Kaiser
„ (und das Volk) mit ihren spaßhaften Ein-
„ fällen ergötzten, — imgleichen Seiltänzer,
„ die ohne Hülfe der Stangen sehr geschickte
„ Meisterstücke ablegten. Kurz das Volk zu
„ Mexico wurde fast täglich mit solchen Er-
„ götzlichkeiten und Zeitvertreiben unterhal-
„ ten, welche von Montezuma bestimmt wa-
„ ren, dasselbe zu belustigen, und zu ver-
„ hindern, seine Gedanken zu seinem Nach-
„ theile anzuwenden. "

Ich fordere unsere besten Schauspieler und Schauspielerinnen, namentlich die beyden Stephanie, einen Jaquet, Lange, Hedrich, Gottlieb, Steigendesch u. s. f. eine Huberin, Teutscherin, Stephanie, Jaquet u. s. f. hiermit feyerlich heraus, selbst zu bekennen und demüthig auszusagen, daß sie nicht im Stande sind; einem ehrsamen Publiko etwas zu produciren, was auch nur von fern her eine Aehnlichkeit mit der Kreuzerkomödie hätte. In Ansehung der Ballete muß Noverre gleichsfalls weit zurückstehen. Denn Noverre macht seine Menschen zu Maschinen; hier

hin-

hingegen macht man Maschinen zu Menschen, welches gewiß künstlicher ist, als jenes.

Vielleicht ist dies auch die Ursache, weswegen die Kreuzerkomödie von so vilen artigen Herren und Damen fleißig besucht wird. Einige Widersacher meinen zwar, dies geschähe nicht der Komödie wegen, sondern aus ganz andern Ursachen. Man bestelle sich zum Beyspiel, dahin, um sich zu sehen, zu sprechen, weil man sonst keine bequeme Gelegenheit dazu gefunden habe. Dies glaube ich aber deswegen nicht, weil ich selbst Sie, mein Herr, darinn einigemal sah, und ich traue es ihnen am allerwenigsten zu, wegen einer Bestellung dahin gegangen zu seyn, die Vollkommenheit des Spiels reißt ohne hin, und man hat nicht nöthig, andere Gründe zu erdichten, um welcher willen sie so fleissig besucht würde.

(Das übrige folget.)

Der Einſiedler.

Zwanzigſtes Stück.

Fortſetzung des Briefs eines Fremden an den Einſiedler.

Der einzige Einwurf, welchen man gegen dieſelbe machen könnte, iſt dieſer, daß ſie den guten Sitten nachtheilig wäre; „ihr „ größter Witz, könnte man ſagen, beſtünde „ aus Zoten, oder andern pöbelhaften „ Einfällen; junge Seelen, biegſam wie „ Wachs, würden dadurch zu einer ſittenver„ trächtigen Denkart gewöhnt, und zugleich „ auf gewiſſe Dinge aufmerkſam gemacht, „ die ſie itzt noch eben nicht wiſſen ſollten, „ die Empfindungen des Edelmuths und der „ Tugend würden erſtickt, und die Einbildungs-

„ von hundert geiſtreichen Predigten würden
„ durch eine einzige Kreuzerkomödie ausge-
„ löſcht. Hieraächſt würde die Aufnahme
„ des guten Geſchmacks dadurch eben ſo
„ ſehr verhindert, als die Bildung zur Tu-
„ gend. Wer die ſchöne Magellone fleißig
„ geleſen habe, der würde keinen Klopſtock
„ mehr leſen wollen; und wer ein Freund
„ dieſer Marktbuden ſey, dem würde keine
„ Emilia Galotti und keine Clementine ge-
„ fallen. Es ſey alſo hohe Zeit, dieſe
„ Schauſpiele entweder zu unterdrücken, oder
„ ſie wenigſtens in ſolche Schranken einzu-
„ ſchließen, worinn ſie weder die Felder der
„ Tugend und Sitten, noch des guten Ge-
„ ſchmacks verwüſten könnten. „

Ich kan dieſen Einwurf, ſo wichtig er auch ſcheinen dürfte, mit wenigen beantworten. Ich läugne nicht, daß ich Zoten und Grobheiten in dieſen Buden gehört habe, vor denen ich mich entſetzte. Aber das Theater ſoll die Sitten der Menſchen abbilden; und oft hörte ich in ganz politen Geſellſchaften weit gefährlichere Zweydeutigkeiten, als der Pöbelwitz in der Kreuzerkomödie iſt. Und

ſo

ſodann wird man auch finden, daß insgemein der zotenhafte Theil der Komödie mit einem ſehr erbaulichen Ende beſchloſſen wird. Doktor Fauſt predigt, ehe ihn der Teufel hohlt, in ſo herzbrechenden Verſen, ſo rührend, bezeigt eine ſolche Reue über ſeine Verſehungen, und warnt die Zuſchauer ſo bewegelich, daß gewis bey einem jeden Weibe, das nicht unter 60. Jahren iſt, alle Eindrücke der vorigen Zoten ausgelöſcht werden müßen. Es iſt hier der Fall, wie bey den ordentlichen Trauerſpielen. In dieſen läßt man die Menſchen die gröſten Laſter begehen, und beſtraft ſie dafür. In der Kreuzerkomödie werden ſie für ihre unflätigen Reden (die noch lange keine Thaten ſind) entweder vom Teufel geholt, oder ſie prügeln ſich ſelbſt vom Theater hinweg.

Bey dieſer Gelegenheit kan ich nicht umhin, ihnen, mein Herr, zu ſagen, wie ſehr ich mich auferbauet habe, als mitten unter dem Spiele des Arlequins zum Beten geläutet wurde, als ſogleich dieſer ſelbſt Stillſchweigen gebot und das ganze Auditorium aufmerkſam machte, die gewöhnliche Pflicht

zu erfüllen. Es dürfte zwar manchem Spötter unschicklich vorkommen, wenn man heilige Uebungen, die die ganze Aufmerksamkeit des Geistes und eine ernsthafte Stellung desselben erheischen, mit den kurzweiligen Possen des Arlequins abwechseln läßt; indessen muß ich nach meiner Empfindung bekennen, daß ich durch dieses Beyspiel der Frömmigkeit so sehr gerührt worden — daß ich augenblicklich meinen Platz verlassen habe, um dergleichen Beyspiele nicht mehr zu sehen.

Ist es ihnen gefällig, diese meine flüchtigen Gedanken Ihren Lesern mitzutheilen, so habe ich nichts dagegen. Ich verharre indeß ihr fleißiger Leser.

M. G. B.

aus Norderdithmarschen.

Nach-

Nachricht von eingegangenen Briefen.

Ich habe sehr fleißige Correspondenten, so fleißige, daß ich beynahe faul werden möchte. Denn ich dürfte nur den halben Theil der Briefe, die ich mit der kleinen Post empfange, abdrucken lassen, um mit geringer Mühe diese wöchentliche Blätter zu füllen. Dies werde ich aber nicht thun; denn ich würde, wenn ich es thäte, meine Correspondenten in Streitigkeiten verwickeln, weil fast immer dem Einen das nicht gefällt, was der Andere geschrieben hat. Hier ist ein kleines Beyspiel:

Ueber die in den zwey vorigen Stücken eingerückte Probe eines Romans in Briefen, habe ich zwo derbe Lektionen erhalten.

Der erste Briefsteller beschuldigt mich fast eines gelehrten Diebstahls; er lobt den Roman, sagt aber, er gehöre weder mir zu,

noch dem Frauenzimmer, von welchem ich ihn empfangen zu haben, vorgäbe; sondern es käme aus eben der Feder, aus welcher die Geschichte der Fräulein von Sternheim geflossen ist.

Diesem Correspondenten melde ich, daß die würdige Verfaßerin der Fräulein von Sternheim eben so wenigen Antheil an dem besagten Romane hat, als ich an den Büchern der Maccabäer, oder an der Insel Felsenburg habe.

Ein anderer [illegible] welcher Gegenstand beschimpft den armen Einsiedler nackes aus, weil er diesen Versuch eines Frauenzimmers hat abdrucken laßen. Er gefällt ihm nicht, er gefällt seinen Freunden nicht, deren Geschmack und Känntniß außer Streit ist; folglich hätte er auch den Einsiedler und den Freunden des Einsiedlers, deren Geschmack und Känntniß außer Streit ist, nicht gefallen sollen.

Und diesem antworte ich, daß ich in Sachen, die den Geschmack betreffen, mit Eu-

laubniß aller Dogmatiker, ein ziemlicher Sceptikus bin. Es giebt Leute, denen Klopstock selbst dann nicht gefällt, wenn seine Lieder durch die mächtigen Töne eines Blocks lebendig werden. Es giebt andere, die die Arbeit des elendesten Versifikators für das non plus ultra des menschlichen Verstandes halten. Jeder hat seinen Geschmack für sich, und es ist eine sehr delikate Sache, zu entscheiden, welcher den besten hat.

Dies vorausgesetzt, bitte ich also meinen ungenannten Herrn Correspondenten, in meinen Namen und im Namen verschiedener wackeren Männer, deren Känntniß und Geschmack ausser Streit ist, uns zu erlauben, daß wir den quästionirten Roman gut finden, und aus der kleinen in den Einsiedler eingedruckten Probe urtheilen, daß er, wenn er vollendet würde, einen rühmlichen Platz in der Bibliothek der deutschen Lektüre verdiente.

Wobey jedoch es dickberührten Herrn Correspondenten zu selbsteigener Willkühr überlassen wird, jenen Roman nicht gut, sondern

vielmehr lendenlahm zu finden, auch das berühmte Verslein des Herrn Horatius:

Si vis me flere dolendum est
Primum ipsi tibi; tunc tua me infortunia lædent,

so oft, als ihm selbst gefällig ist, zu citiren.

Ein dritter Briefsteller beschenkt mich mit einer Satyre über das Vergnügen, welches verschiedene artige Leute an der Ochsentheilung finden. Es ist ein Gespräche im Reiche der Todten zwischen einem hungarischen und einem pohlnischen Ochsen. Ich kan es nicht abdrucken lassen, weil der Herr Verfasser nicht die Narren, sondern die Nation angegriffen hat. Sonst ist es witzig geschrieben, und ich bitte den Herrn Verfaßer um mehrere Beyträge zu diesen Blättern, die ich allemal einrücken werde, wenn sie nicht beleidigend sind.

Brief

Brief Klariſſens an Sommers.

Endlich, mein lieber Sommers! kan ich
chreiben. Bis jezt war es nicht möglich,
enn ich habe viel zu thun gehabt. D**
iegt wieder ruhig an ſeiner Kette; durch Mü-
e und durch Liſt. Ich muß dir alles or-
entlich erzählen. Daß deine Verwunderung
roß war, als du vom Lande zurück kamſt,
nd mich nicht fandeſt, kan ich mir leicht
orſtellen. Gern hätte ich dir eine Nachricht
interlaſſen, aber es war nicht möglich; alles
ieng in voller Eile. Jezt zur Sache. Zwey
age nach deiner Abreiſe kam D*** zu
ir. Nun dachte ich, iſt es Zeit, nachzu-
rſchen, wie es mit ſeinem Vermögen ſtehe.
at er nichts mehr, ſo iſt der Abſchied für
n ſchon bereit. — Bald aber mein lieber
ommers! wäre mir der Anſchlag mislun-
n. Wir ſpeiſten zuſammen im Garten an
einer Wohnung. Ich hatte mich mit allen
ſizen, natürlichen und künſtlichen, bewaf-

net. Zärtlich kan ich auch seyn, das weißt du! Gestalt, Schmeicheleyen, und Wein thaten ihre Wirkung; D*** wurde außerordentlich verliebt. Ich ergriff den günstigen Augenblick, und bat ihn unter einem erdichteten Vorwand, um eine ziemlich beträchtliche Summe. Er stutzte Anfangs, endlich sagte er: Beste Clarisse! ich kan dir nichts abschlagen. Zwar bin ich jezt selbst ohne Geld, doch habe Geduld, ich werde Mittel finden, das Verlangte aufzutreiben. — O mein guter D***! war meine Antwort, wenn alle ohne baares Geld sind, so fürchte ich sehr, es wird der Credit Ihnen eben so wenig welches verschaffen. Ihre Gemahlin folgt treulich ihrem Beyspiel, sie unterhält, wie Sie, Liebeshändel, und macht Schulden. Man sagt sich ins Ohr: Herr von D*** sey ruinirt. — „ Was meine Frau! schrie „ er auf.“ Du hättest ihn rasen sehen sollen. „ Meine Frau Liebeshändel, Schul„den! Nein Clarisse! Lästerungen sind es, „ Lästerungen. Bist du nicht damit vergnügt, „ daß du Henrietten unglücklich gemacht hast, „ da du sie um mein Herz brachtest; willst du „ ihr auch noch ihre Ehre rauben?“ — Hier

sagte

kam eine ganze Flotte von Flüchen, und Schimpfwörtern. Kurz, nie habe ich ihn so unbändig gesehen. Er schwur, er müsse mehr Licht von der Sache haben, und wütend verließ er mich. Daß mir nicht wohl dabey zu Muthe war, kanst du dir leicht vorstellen. Aber dem Schrecken kan nichts gleichen, welches mich befiel, als er Abends plötzlich mit den Worten in mein Zimmer trat. „ Klarisse! augenblicklich verlaß dies „ Haus, und alles, was du bisher dein nan„ rinn nanntest! Geh und danke dem Him„ mel, daß ich keine andre Rache an dir „ ausübe. Hier empfange 50. Dukaten auf „ die Reise; und nun kein Wort mehr! — Ich merkte, mit Pochen und Ungestümm sey nichts auszurichten. Ich suchte also das letzte Mittel hervor, Thränen und das Bitten eines Kindes. Ich würde mich nicht soweit herabgelassen haben, hätte ich nur meine Bankopapiere, und Schmuck in Sicherheit gebracht: aber alles war im Hause. Ich mußte mich also zum Bitten bequemen. Ich zitterte am ganzen Leibe, aber nicht wegen seiner, sondern wegen meiner Schätze. Ich nahm also seine Tochter, und mit Weinen und

Schreyen legte ich sie zu seinen Füssen. Arme Franciſca! sagte ich, hier liegest du zu den Füssen deines grausamen Vaters. Doch nein, Er ist nicht grausam, nur leichtgläubig. Der Himmel vergebe Ihrer Gemahlin alles das Uebel, das Sie mir zugefügt hat. Wäre ich rachgierig, so dürfte ich nur ein Wort sagen. Doch nein mein D***! ich liebe ihre Ruhe mehr als mein Leben. Vielleicht werden sie es einst erkennen, und dann werden sie das Unrecht bedauren, daß sie mir angethan haben. Es wird aber zu spät seyn. — „Marisse! grausame Marisse! verderbe mir nichts. Tödte mich vollends. „Zwar Gift, böses Gift, sind deine Worte, „ich weiß meine Henriette ist unschuldig — Hier sann er etwas nach, und fuhr alsdann wieder fort: — „Doch, wenn sie mich betröge, wenn ihr Schmerz gekünstelt wäre, „wenn ein anderer — Ha! sie sollte es erfahren. — Aber wer kan der Verräther „ſeyn? Milen? Nein, er ist noch nicht lang „hier, er hat sie vielleicht nicht einmal gesprochen.“ — Das Wort Milen war mir genug den Unvorsichtigen zu fangen — Sie glauben also nicht Herr von D***, daß

Milen

Milen ihnen gefährlich ist, daß ihre Frau ihn liebt? Sie sind glücklich, bleiben sie in ihrem Irrthum.

Doch bald hätte ich zu viel gesagt. Die Welt kan sich betrügen. Wer weiß, ob Milen noch ihrer Frau Liebhaber ist? Vor der Heurath war er es, das war bekannt, aber jezt? — Es kan Verleumdung seyn. Die böse Welt! — So weit ließ er mich kommen, ohne mich zu unterbrechen. Aber nun brach das Wetter aus. „Nein, das kan „ich nicht ausstehen, schrie er, Klariffe oder „Henriette, eine von beyden ist eine Betrügerin. Wehe derjenigen, die es ist!“ Ganz außer sich, ohne Abschied zu nehmen, gieng er davon. — Ich war froh, denn hätte er auf einen Beweiß gedrungen, was hätte ich sagen sollen? Daß Miles einst der Frau des D***, als sie noch ledig war, die Aufwartung machte, ist wahr, aber eben so wahr ist auch, daß sie ihm nie Gehör gab. Der Streich war indessen gut angebracht. D*** ist die Eifersucht selbst. Nachdem er hinweg war, packte ich so geschwind als möglich alle meine besten Sachen ein, um dich abzuholen,

und mit dir außer Land zu gehen. Allein, kaum hatte ich angefangen, siehe da, so kömmt mein D*** zurück, gegen mich so freundlich als jemals, aber gegen seine Frau äußerst aufgebracht. Ich weiß nicht, was für ein glücklicher Zufall die D*** eben diesen Abend zu der Gräfin Schelton in die Gesellschaft geführt hatte, ein Haus, das Milen vor seiner letzten Reise täglich besuchte. Und eben diesen Abend befand sich Milen auch allda. Meinem D*** erzählt dies eine seiner Bekannten ganz unschuldiger Weise, und fragt ihn, ob er vielleicht auch zu der Gräfin diesen Abend gehe. Seine Gemahlin sey daselbst. D*** betroffen und aufgebracht, fragt schnell: Ist Milen auch in der Gesellschaft? Ja, antwortete sein Freund, ich verließ ihn eben mit ihrer Gemahlin sprechend. Er mußte mit ihr von etwas wichtigem zu reden haben, denn sie bemerkte nicht einmal, daß ich ihr beym Weggehen mein Kompliment machte. Dies war genug, um D*** in Feuer und Flammen zu setzen. „ Hat „ sagte er gleich beym Eintritt zu mir, du „ hast die Wahrheit geredet, Klarisse! Meine Frau ist eine Heuchlerin. Und mit der

„ Maske

„ Maske der Unschuld hat mich die Schlan-
„ ge betrogen.“ Dabey lief er wütend das Zimmer auf und ab. Endlich fängt er an zu sich zu kommen, und da wird er gewahr, daß ich einpacke. Er fragt mich um die Ursache — Ach! um mich vor ihrer Frau zu retten, war meine Antwort. Man droht mir, mich in ein Gefängniß einsperren zu lassen wollen. Und kan ich, nach ihrer vorigen Begegnung, noch auf ihren Schutz zählen? Dabey weinte ich bitterlich. Mein lieber Sommers! du hättest lachen müssen, wenn du ihn gesehen hättest, wie er herum raßte. Bald wollte er seine Frau, bald Milen umbringen. Ich hatte genug zu thun, ihn zurückzuhalten. — Ach mein D***! ihre Frau ist vielleicht nicht so strafbar. Alle Schuld gebe ich dem abscheulichen Milen. Der wird sie auch gegen mich aufgebracht haben. Er will sich an mir rächen. Denn du mußt wissen, mein lieber D***! daß Milen sich einmal einfallen ließ, sich in mich zu vergaffen. Aber, der Himmel weis, wie er mit seinen Vorschlägen ankam. Ach! nur D*** besaß die Kunst, Klarissens Herz zu rühren. Milen schwur mir gleich damals seine Rache.

Nur

Nur zu sicher sehe ich voraus, wenn du mir nicht beystehst, so bin ich veloren. — Dies alles wußte ich so natürlich vorzubringen, daß der Alberne es glaubte. Zu gleicher Zeit bat ich scheinheilig bey ihm für seine Frau um Vergebung. Das rührte ihn vollends. Er nannte mich wohl hundertmal seine edle, großmüthige Klarisse; kurz ich hatte ihn wieder ganz in meinem Netze. Ich bat ihn, mich in Sicherheit zu bringen. Er versprach mir es. Doch Milen sollte zuvor das Opfer seiner Rache werden. Er schrieb wirklich ein Ausforderungsbillet, das aber nicht in Milens Hände kommen wird. Doch durfte ich es nicht verhindern. Denn hätte ich nur etwas merken lassen, so hätte ich mich verdächtig gemacht. Nur trachtete ich, daß wir so bald als möglich fortkamen. Der von mir bestellte Wagen stund vor dem Hause bereit. Wir waren eine halbe Meile fortgefahren, ehe D*** gewahr wurde, daß er sich auf der Landstraße befand.

(Das übrige folget.)

Der Einsiedler.

Ein und zwanzigstes Stück.

Beschluß des Briefs Klarissens an Sommers.

Du kanst dir leicht vorstellen, mein lie- Sommers! daß ich meine Schmeicheleyen doppelte, um ihn nicht zu sich kommen, viel an seine Frau denken zu lassen, t mit zwey Worten meinen Plan! So- ich alles, was er noch besitzt, in mei- Händen habe, so gebe ich dir davon Nach- t; du eilest zu mir, und an dem er- besten Orte überlasse ich den betrogenen ** seinem Schicksale. — Ich muß auf- en zu schreiben. Diesen Augenblick sagt der Bediente des D***, sein Herr ha-

be die ganze Nacht nicht geschlafen. Er sey sehr unruhig gewesen, jetzt wolle er einen Brief schreiben. Nun das kan ich unmöglich geschehen lassen. Ich fliege zu ihm.

Deine getreue
Klarisse.

Nachschrift. Du glaubst nicht Sommers, was D*** noch für artige Sachen hat, besonders einen kostbaren Ring, den ich vorher nie bey ihm gesehen hatte. Der wird dir vortreflich anstehen.

Ehrenrettung der Lappländer.

Es ist meinen lieben Landsleuten sehr gewöhnlich, sich auf Unkosten anderer Nationen nicht weniger zu loben, als sich die Griechen lobten auf Unkosten der sogenannten Barbaren. Man giebt diesem Lobe oft eben die Wendung, durch welche ein frommer Geizhalz sich aus der Verlegenheit ziehet, wenn ihn ein elender um ein Almosen ansenfzet. Er bedauert den armen, alten, gebrechlichen Mann, und — Gott helf ihm! So bedauern wir die armen Hottentotten, Bildungeriber, Mexikaner, Samojeden, Irokesen, Grönländer und Lappländer: Gott helf ihnen! Unser Mitleiden mit ihnen ist der Mantel des Stolzes, wie das Mitleiden des Kargers mit dem armen Manne der Mantel des Geizes ist.

Ich wage es die Vertheidigung dieser unsrer Mitbrüder, die so sehr von uns verun

glimpft werden, zu übernehmen, und fange sogleich mit den Lappländern an.

Wir selbst halten uns für die vollkommenste, feinste, artigste, geschickteste, sittlichste, gelehrteste und klügste Nation in der Welt. Wenn ich nun beweise, daß die Lappländer, selbst in ihrer moralischen Gestalt, uns eben so ähnlich sind, als ein Sesselträger dem andern; so habe ich gewiß ihre Ehre gegen alle Verläumdungen gerettet, und ein künftiger Schriftsteller in Quickjock, Jockmock oder Sockjock wird mir nach einigen hundert Jahren, wenn er mein Buch daselbst mit kritischen Anmerkungen herausgiebt, gewis für die Ehre danken, die ich seinen Vorfahren erzeigt habe.

Ich gründe meine Vergleichung zwischen den Lappen und uns auf die Nachrichten, die ein bekannter Erdbeschreiber gesammelt hat*)

Zu

*) S. Büschings Erdbeschreibung, ersten Theil. S. 413. f. f.

Zu welcher Zeit Lappland zu erst mit Einwohnern besetzt worden, läßt sich eben so schwer sagen, als es mit einiger Gewißheit zu berichten stehet, von wannen das Volk kommt, welches diese Gegenden jetzt bewohnet.

Und, zu welcher Zeit Deutschland zuerst mit Einwohnern besetzt worden, läßt sich eben so schwer sagen, als es mit einiger Gewißheit zu berichten stehet, von wannen das Volk gekommen, welches diese Gegenden jetzt bewohnet. Auch wir, so wie alle Völker der Erde, sind Aborigines.

Aus der merklichen Uebereinstimmung der lappischen Sprache mit der Ebräischen [redacted] einige beweisen, daß die Lappen [redacted] zehen Stämmen Israels herkämen.

Und eben so gut könnte man aus der merklichen Uebereinstimmung der deutschen Sprache mit der Lappischen erweisen, daß die Deutschen von den Lappen abstammen.

Die Lappen haben und gebrauchen ihre eigene Sprache. Man hat jetzt Grammatiken, Lexika und andere Bücher in derselben. Sie hat aber verschiedene Dialekte; ja man hat fast in allen Lappmarken eine gewisse Sprache, deren die Lappen sich überhaupt bedienen, und die sie, als eine allgemeine Sprache, alle verstehen.

Auch wir haben freylich unsere eigene Sprache, die aber ein jeder, der vornehm seyn will, nicht spricht, oder nicht gut spricht. Auch wir haben unsere Grammatiken, die wir nicht lesen; Lexika, die nichts taugen, wie zum Beyspiele ein neues Wörterbuch, mit welchem uns ein gewisser Herr Adelung versorgt hat; und Bücher in unserer Sprache, gute, mittelmäßige; und elende genug. Endlich haben wir eine gemeinschaftliche Sprache, die alle, oder fast alle, verstehen, und meistens ziemlich schlecht reden; das ist die französische. Denn deutsch verstehen die Deutschen nicht viel.

An den Lappen haben wir ein Beyspiel, daß ein Volk leben könne ohne Ackerbau,

ohne

ohne zu säen um zu pflanzen, ohne zu weben und zu spinnen, ohne zu backen und zu brauen, ohne Haus und Hof zu haben, ohne Prater und Bastey, ohne Opera buffa, ohne Schneider und Paruckenmacher, ohne Fürsten und Herrn, selbst ohne Wochenschriftsteller.

Glückliches Volk! aber wir können leben ohne Verstand und Herz, ohne Ehrlichkeit, ohne Menschenliebe, ohne Tugend. Dies ist eine Kunst, welche die Lappen nicht verstehen, und hierinnen sind wir ihnen ohne Zweifel weit überlegen.

Die Lappen haben Rennthiere. Die Rennthiere sind einem Hirsche am ähnlichsten, nur daß der Kopf etwas niederhängt, und die Hörner vorwärts gehen. An der Stirne, beym Anfange der großen Hörner, sind noch kleinere Aeste herausgewachsen, so daß es das Ansehen gewinnet, als wenn ein Rennthier vier Hörner hätte. Es giebt wilde und zahme.

Auch wir haben unsere Rennthiere, wilde und zahme, mit vier und mehrern Hörnern, die aber durch die Kunst so versteckt werden, daß man ein Kenner seyn muß, um sie zu sehen.

Der Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seinem Zelte, und schläft, anstatt daß er arbeiten sollte, besonders, wenn er anders leben kan. Die aber in Armuth gerathen sind, lehret die Noth arbeiten, und an deren Exempel sieht man, daß diese Nation nicht so ungeschickt zu allerley Handarbeit sey. Man hat gesehen, daß sie ihre Schlitten ganz artig mit Horn in allerley Figuren ausgelegt haben. Kleine Kästchen, Schachertu und Körbe machen sie selbst. Ihre hörnernen Löffel und die sogenannten Runenstäbe, oder Kalender, wie auch die Formen, worinn sie ihr Zinn giessen, nebst ihrem Schießgeräthe, Spielkarten und dergleichen machen sie selbst. Die lappischen Weiber haben ein Horn, in welchem weite und enge Löcher sind; dadurch ziehen sie das Zinn ganz künstlich zu Fäden, oder Drat, womit sie die Gürtel, Kleider und das Schlittenzeug ausstricken. Sie wis-

sen insgesammt Felle auf vielfache Art zu bereiten, und allerley bey ihnen gebräuchliche Kleider zu nähen. Die Schnupftobacksdosen der Lappen von allerley Gestalt und Geschick sind auch bekannt.

Die Lappen können also alles, was wir auch können. Auch wir liegen lieber auf dem Sopha, gehen lieber ins Theater, oder belustigen uns sonst auf irgend eine Art, als daß wir einige Arbeit vornehmen sollten. Sind wir in Armuth gerathen, so lehrt uns die Noth arbeiten; und dann sieht man, daß unsere Nation nicht so ganz ungeschickt zu allerley Handarbeit ist. Wir können unsere Schränke und Kästen ganz artig mit Maßholz, Schildkrötenschaale und dergleichen auslegen. Körbe, Löffel und andern Hausrath machen wir selbst so gut, als die Lappländer. Unsere Weiber stricken Filet, oder durchziehen Marli; und die emaillirten Dosen, die wir für Pariser verkaufen, sind bekannt.

Die Rennthiere machen bey den Lappen alles aus; sie sind aber theils den Nachstellungen der reißenden Thiere, theils vielen

Krankheiten unterworfen, und kommen von beyden Ursachen häufig um.

Unsern [illegible] geht es nicht besser. Zwar gelten sie viel bey unsern Weibern; sie sind aber den Nachstellungen ihrer Gläubiger und gewissen Krankheiten, die man nicht gern nennt, unterworfen, wovon sie häufig umkommen.

Die Lappen verändern oft den Ort ihres Aufenthalts, ohngefehr, wie wir im Sommer auf das Land gehen, und im Winter nach der Stadt zurückkehren. Zu der Fortbringung ihrer Personen und Sachen bedienen sie sich gewisser Schlitten, die fast wie kleine Böte rund gebauet sind. Hinter dem Rücken hat man eine Lehne, und man sitzt darinn fest geschnürt und vor der Kälte wohl bewahrt. Wir bedienen uns der Wägen, das ist kleiner Käfige, in welchen einige Thiere, vor der Kälte wohl verwahrt, von einigen andern Thieren gezogen werden.

Mit dem Kochwerke dürfen sich die lappischen Weiber nicht beschäftigen; sie würden

noch

nach Rauche schmecken und ihre zarten lappischen Hände verderben. Das Gebet vor und nach dem Essen wird so wenig vernachlässiget, als das Geben der Hand, welches nach der Mahlzeit üblich ist.

In dem ersten Punkte sind wir eben so delikat, als die Lappen. Es würde übel um die schöne Haut unserer gnädigen Frauen aussehen, wenn hochdieselben sich bis zur Küche erniedrigen sollten. Und wozu wären denn die Thiere erschaffen, die wir Domestiquen nennen, wenn die Herrschaft es sich einfallen ließe, die Küche selbst zu besorgen? Hingegen (Dank sey es unserm erleuchteten Jahrhunderte!) die altgothische Gewohnheit, vor und nach dem Essen zu beten, fängt an ganz in Vergessenheit zu gerathen, wenigstens in solchen Gesellschaften, die sich mit dem Titel der feinen Welt zu belegen pflegen; es geht uns wie den Juden, die schon seit geraumer Zeit aufgehört haben, dem Propheten Elias bey ihren Gastmählen einen Stuhl zu setzen und ein Couvert zu legen.

Die Eltern unter den Lappen beschließen, wann und wen ihre Kinder heurathen sollen, sie mögen wollen, oder nicht; und weil ihre Hauptabsicht gemeiniglich diese ist, daß ihre Kinder mögen reich und wohlhabend werden, so ist es in Lappland etwas seltenes, daß reiche und arme mit einander verheurathet werden. Wenn daher eine Wittbe auch über hundert Jahr alt, und dabey taub und blind ist, so hat sie Freyer genug, wenn sie nur bemittelt ist. Die Trauung geschieht in den Kirchen; und die Bräute stellen sich gemeiniglich sehr blöde. Man beschuldigt die Lappen, daß sie ihr Ehebette nicht rein hielten; es kann aber solches nicht hinlänglich erwiesen werden.

C'est tout comme ici! — nur das ausgenommen, daß man bey uns gewisse Sachen hinlänglicher erweisen kan, als bey den Lappen.

Obgleich nunmehr alle schwedische Lappmarken sich zu dem christlichen Namen bekennen, so findet man doch an vielen Orten in diesen Ländern noch so viel Finsterniß

und

und Irrthümer, daß man wenig Christliches an ihnen verspüren kan, außer, daß sie getauft sind, und sich Christen nennen.

Es scheint, als könnten wir es auch hier, inn mit den Lappen aufnehmen. Vielleicht verstehen wir unsere Religion besser; als sie die ihrige; aber desto schlimmer für uns, wenn wir besser verstehen und schlechter handeln! Betten macht man, sagt die fromme Clelia täglich, geht täglich in die Kirche, macht täglich nach der Kirche einige Besuche, verläumdet täglich, nachdem sie gebetet hat, alle Menschen, die sie kennet und nicht kennet, zankt täglich mit ihrem Manne, flucht täglich über ihr Gesinde, und empfängt täglich den letzten Segen. Denn betten macht man. Ueberhaupt sind allem Ansehen nach die Leute, welche das Wort Religion beständig im Munde führen, eben so verdächtig, als diejenigen, welche immer von Ehre und Reputation sprechen. Religion und Ehre ist aus dem Herzen auf die Zunge gewandert; Bosheit und Schande erfüllet das Herz. Fast in keinem Jahrhunderte hat man so viel über die Religion geschrieben,

und fast in keinem Jahrhunderte so wenig Religion gehabt, als in diesem.

Ich beschließe diese Ehrenrettung der Lappen mit folgender Stelle: *)

Was ihre Abgötterey betrift, so nennen sie den Oberherrn und Gott über alle Dinge und der guten Naturen *Jubmel*; das Oberhaupt der bösen Naturen aber *Perkel*. Da sie nun dem bösen Geiste eben so große Macht, als Gott zueignen; so ist kein Wunder, daß sie, wie andere Heiden, diesen bösen Geist auf allerley Art zu versöhnen gesucht, damit er sie nicht beschädige. Thor, oder *Ajike* ist bey ihnen ein Gott, der gut und böse zugleich ist. Außer diesen und einigen andern Göttern haben sie auch viele Halbgötter. An Götzenbildern hat es ihnen auch nicht gefehlet, die sie sowohl von Holz als Stein gemacht, und die letzten am meisten verehret haben. Ihre Opferbühnen dienen ihnen zu Altären, auf welchen sie insgemein die Hörner und Knochen von ihren Rennthie-

*) Büsching. S. 567.

thieren darbringen. Wenn sie so nahe kommen, daß sie den Ort, wo der Götze wohnet, sehen; so nehmen sie ihre Mütze ab, bücken und krümmen sich, und kriechen auf Händen und Füssen bis an den Stein, wo sie ihr Opfer verrichten. Ihre Zauberey ist beschrieen genug; das Gerüchte aber hat ihre Kunst größer gemacht, als sie ist. Es legen sich sehr wenige darauf, und wenn auf ihre Bemühungen von ohngefehr etwas besonderes erfolget, so ist es eben so seltsam und verwunderlich bey ihnen, als bey uns. Sie glauben von den Zauberern, daß sie durch Besprechungen und andere Mittel jemanden wieder zu seiner Gesundheit helfen, das Gestohlne wieder schaffen, und jemanden beschädigen könnten. An richtigen Exempeln aber fehlt es. Ihre Wahrsagertrommeln sind in aller Welt bekannt; sie brauchen sie aber so heimlich, daß kaum ihre eigene Leute etwas davon wissen, weil es ihnen das Leben kosten würde, wenn es an den Tag käme. Sie sollen dieselben als Orakel gebrauchen, indem sie, vermittelst der darauf gemahlten Figuren, erfahren können, was an entlegenen Orten sich zuträgt, ob ihnen ihre

Jagd wohl gelingen werde, woher gewisse Krankheiten entstanden, und wie sie zu heilen sind; wie und mit welchen Opfern sie zu gewissen Zeiten ihren Göttern am angenehmsten seyn können. Bey der Bärenjagd brauchen sie insonderheit viele Cärimonien. Es ist auch bey ihnen nichts ungewöhnliches gewesen, sowohl Gottes theures Wort, als unsere christlichen Heiligthümer zu ihrem Aberglauben zu gebrauchen u. s. w.

Der Einsiedler.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Daß der Bruder Thomas Campanella, aus dem Predigerorden, ehemals einen dicken Quartanten de sensu rerum & Magia zusammengeschrieben, und darinn, seiner Meinung nach, unumstößlich erwiesen hat, daß alles, was ist, empfindet, und daß diejenigen Geschöpfe, die wir insgemein leblose Dinge zu schelten pflegen, so gut, als wir leben, und fühlen, daß die ganze Welt ein Thier sey, zusammengesetzt aus unzähligen andern Thieren, und daß selbst die Bewegungen der Planeten und anderer himmlischen Körper von nichts anders, als von ihrer eigenen Empfindungskraft herrühren; daß endlich Campanella wegen dieser Meinungen zwar ver-

kehrt worden, aber doch selig gestorben ist? Dies sind Sachen, die den meisten unserer Leser schon längst bekannt seyn müssen.

Ein gewisser Monsieur de Guer ist in die Fußstapfen des Campanella getreten und hat aus dem System dieses Mannes nicht nur die Gesetze der Bewegung überhaupt, sondern auch viele besondere Erscheinungen in der Natur erläutert. Ein Stück Holz, meint er, wehklaget, wenn es gesägt wird. Die Canone brüllet, wenn man ihr Eingeweide verbrennt, und stößt zurück, um sich an dem Urheber ihres Leidens zu rächen. Der Baum rufet um Hülfe, wenn die Axt an seine Wurzel geleget wird; und der Fächer lispelt auf eine angenehme Art, weil er sich freuet von den sanften Händen einer schönen Dame erschüttert zu werden.

Ich schließe mich an diese Männer an, und wage es sogar diese Hypothese noch weiter zu treiben.

Die sogenannten leblosen Dinge haben nicht nur das Vermögen, zu empfinden, sondern

dern

dern auch dasjenige, zu denken; ja sie empfinden und denken vielleicht mehr, besser und richtiger, als wir. Der Beweiß ist sehr leicht. Ohne Zweifel ist die Welt deßwegen erschaffen, daß darinn so viel Vernünftiges gedacht werden soll, als immer gedacht werden kan. Nun denken wir Menschen so wenig, und dieses Wenige oft so unvernünftig, daß der letzte Zweck der Welt schlecht würde erhalten werden, wenn in derselben Niemand die Erlaubniß zu denken hätte, als wir.

Es giebt viele Menschen, von denen man dreist behaupten kan, daß sie in ihrem ganzen Leben bloß vegetirt, nie gedacht haben, selbst nicht den Gedanken ihres Daseyns und ihrer Bestimmung. Und andere, die sich für Denker von Profeßion ausgeben, die sich sogar ihre Gedanken bezahlen lassen, wie elend denken sie, nicht nur oft, sondern mehrentheils! Es ist nichts so närrisches, was nicht irgend einmal von einem Philosophen wäre gedacht und gesagt worden. Und gleichwohl sind die Philosophen Denker nach Handwerksgebrauch!

Unter diesen Umständen ist es rathsam, daß wir auf unser bisher usurpirtes Monopolium zu denken, Verzicht thun, die von uns fälschlich sogenannte leblose Geschöpfe besser würdigen, und, weil wir es einmal nicht hindern können, ihnen die Freyheit lassen, zu empfinden und zu denken, was sie wollen.

Durch diese Hypothese wird uns ein weites Feld zu philosophischen Untersuchungen eröfnet. Wenn wir nämlich annehmen, daß unsere Uhren, Degen, Dosen und andere hieher gehörige Dinge beseelt sind und Gedanken haben, so wird unsere Neugier sogleich fragen: was denken sie? Da unsere Schulweisen mit sehr leichter Mühe in die Geheimniße des Himmels eindringen, da sie durch Schlüße in Darapti und Felapton errathen können, was der Schöpfer der Welt von der Schöpfung gemacht habe, da sie so genau wissen, ob Petrus und Paulus von einander unterschieden sind durch ihre Häcceität und Illeität, oder durch ihre Petreität und Pauleität; da ferner unsere Staatsgrübler in Cabinete hineinschauen, die viele hun-

dert Meilen weit von ihnen entfernt ſind, und erzählen, was im letzten Divan zu Stambul, oder im neueſten Synod zu Petersburg gerathen und beſchloſſen worden: ſo hoffe ich mit eben dieſer Wahrſcheinlichkeit, die ſtumme Sprache der ſeynſollenden lebloſen Dinge verſtehen, ihre Gedanken muthmaſſen, und einige derſelben meinen Leſern mittheilen zu können.

Ueberhaupt glaube ich, daß der erſte, beſte und allgemeinſte Gedanke dieſer Dinge der iſt und ſeyn muß: die Menſchen ſind nicht klug. Die lebloſen Dinge ſind, zum Theil, die beſtändigen Begleiter der Menſchen; das Hemd iſt der nächſte Nachbar des Herzens; es kan die geheimſten Meinungen deſſelben wiſſen, und ſiehet die Werke der Finſterniß. Wäre es dem Hemde möglich und erlaubt, ſeine Entdeckungen über das Herz etwa der Parucke, oder dem Hute zu offenbaren, welche die Phänomene des Hirns und Hirnlens beobachtet haben; ſo würde aus der Vergleichung dieſer beyderſeitigen Bemerkungen ein Syſtem der Pſychologie entſtehen, der

gleichen die menschlichen Weisen noch nicht geliefert haben und nie liefern werden.

Eine Uhr ist in ihren Handlungen weit genauer, fleißiger und ordentlicher, als der Mensch. Besonders ist sie sparsam, mißt eine jede Minute auf das pünktlichste aus, und, um recht sehr ökonomisch mit der theuren Zeit umzugehen, theilt sie dieselbe gar in Secunden ein. Was muß diese arbeitsame Uhr denken, wenn der Mensch, in dessen Sacke sie wohnt, drey ganze Stunden verwendet, sich anzukleiden und aufzuputzen, drey andere, um lere Besuche zu machen, drey andere, um am Troge zu sitzen, sechs andere für das Spiel und dergleichen Vertreib, und die übrigen neun Stunden zum Schlafe? Während dieser Zeit hat die Uhr wenigstens 86400. Gedanken gehabt; und jede ihrer Sekundenbewegungen war mehr werth, als alles, was ihr Mensch in 24. Stunden that.

Was muß ein Caffeetisch denken, mitten unter den abgeschmackten Gesprächen, mit welchen er umringt ist?

„Das

„ Haben Sie den neuen Ballet gesehen? „

Ey freylich!

„ Wie hat er ihnen gefallen? „

Charmant.

„ Aber die neue Piece? „

Ist ein tallentes Ding.

„ Die Logen waren auch fast alle leer. „

Bis gegen neun Uhr.

„ Im Parterre waren einige. „

Niemand vom Stande.

„ Es ist ein wildes Wetter „

Unausstehlich.

„ Man sollte ein Caminfeuer im Wagen haben. „

Ein charmanter Einfall!

„ Die Chocolade ist excellent. „

Ich freue mich, wenn sie nach ihrem Gusto ist.

„ Noch einen halben Becher, ich bitte gar schön. „

Auf alle Weise.

Armer Becher! armer Caffeetisch, der du alles das — und noch weit mehr — mit anhören mußt, ohne ein Wort dazu sagen zu dürfen! *)

*) S. Swifts polite Gespräche.

Ich überlasse es andern, diese Materie weiter auszudehnen, ins Detail zu gehen und, zum Beyspiel von der Empfindung der Dosen, der Fächer, der Schüßeln, Teller, Löffel, Haarnadeln, Schnallen, Sessel, Degen, Ordensbänder, der Federn, welche in den Canzleyen zerschnitten worden, der Dintenfäßer und so ferner so viel zu schreiben, als sie wissen, können und wollen. Ich füge nur einige Anmerkungen hiezu.

Wenn die leblosen Dinge *) denken und empfinden, so haben sie auch alle die guten und bösen Eigenschaften, die wir dem Menschen beylegen. Sie können also schön, reizend, witzig, gelehrt, artig, galant, klug, tapfer, oder das Gegentheil von allem dem seyn, so wie die Menschen auch. Ja! sie sind alles das noch Vorzugsweise vor den Menschen selbst.

Wir finden dies in der täglichen Erfahrung. Wenn man einen Menschen sieht und

be-

*) Ich behalte diesen Ausdruck bey, weil er gewöhnlich ist, ob er sich gleich in die Ironie des Textes nicht schicket.

beurtheilt, so sieht uns beurtheilt man fast nie dieses nackende zweyfüßige ungefiederte Thier, sondern größtentheils nur die leblosen Dinge, welche an ihm und um ihn sind.

Aristipp ist ein kluger, geehrter, wackerer Mann, weil er einige Truhen vollgefüllt mit leblosen Dingen besitzt, die wir mit verschiedenen Namen belegen, die aber überall gelten. Im Grunde ist Aristipp weder klug, noch geehrt, noch wacker; aber seine Louis d'or sind es.

Man sagt, die Frau von N. sey schön, galant, witzig, reizend, & ce qu'on appelle joly, setzt ein Franzose hinzu. Nähmen wir ihr aber den Haarputz, die Haarnadeln, den Anstrich, die Ohrengehänge, die Perlen, das Bruststück, den Strickrock, die [redacted], die Handschuhe, die Beinschuhe, und gäben ihr dafür ein unschönes, ungalantes, unwitziges und unreizendes Kleid; so würde sie selbst alles das seyn, was ihr Kleid ist. Wenn man also sagt: Meine schöne gnädige Frau! so heißt dies im Grunde weiter nichts, als: O du schöne gnädige aufgestrichne Far-

bei! o ihr schönen eingesteckten Haare! o du schönes Ohrengehänge! o ihr schönen Spitzen! du schönes Kleid! und ihr schöne Schuhe!

Die Farbe, mit welcher sich unsere Frauenzimmer täglich ein neues Gesicht mahlen, kan stolz auf diese Ehre seyn und glauben, sie müsse schöner seyn, als die schönste Schönheit, weil die schönste Schönheit sich schämt, ohne ein angenommenes Colorit im Publiko zu erscheinen. Ueberdies hat diese Farbe eine gute Nahrung an der zarten Haut, auf welche sie aufgetragen wird und die sie nach und nach verzehret und in Memento mori verwandelt. Wenn die leblosen Dinge denken sollen, so müssen sie auch essen.

Oft wird ein tapferer Soldat, oder ein gelehrter Mann bloß deßwegen für nicht tapfer, oder nicht gelehrt gehalten, weil er keine modische Schuhschnallen hat. Dies ist ein Beweis, daß die Tapferkeit nicht im Herzen, die Gelehrsamkeit nicht im Kopfe, sondern beyde in den Schuhschnallen stecken.

Hier-

Hieraus erhellet zum Theil auch der groſse Einfluſs, welchen die leblosen Dinge auf die Regierung der Welt, auf Staatssachen, auf die Beförderung der Wissenschaften und überhaupt auf das bonum publicum haben, und haben können.

Zuweilen ohne ihr Verschulden. Ein Paar Handschuh machten ganz unschuldigerweise den Utrechter Frieden und gaben den letzten Bescheid über das Schicksal einer groſsen Monarchie.

Zuweilen auch muthwilliger Weise. Wenn ein Feldherr aus Feigheit, wie man sagt, eine Schlacht verliert; so kan er nach meinem System sich am besten entschuldigen, wenn er den Fehler auf seinen Degen schiebt. Sein Degen empfand und dachte die nahe Gefahr; er zitterte, sein Zittern verbreitete sich durch alle Degen und Spieſse des Heers; die Schlacht ging verlohren, und was kan der Held dafür, daſs sein Degen gezittert hat?

Nachricht an das Publikum.

Es ist allhier angekommen der berühmte *Snorro* von *Asfwidejesf* aus Pitnä-Lappmark, welcher außer andern merkwürdigen Merkwürdigkeiten auch eine Wahrsager-Trommel mit sich gebracht hat, mittelst welcher er im Stande ist, alle sonst unentdeckbare Geheimniße zu entdecken, das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige zu offenbaren, Schätze zu finden, und sonst allerley kunstreiche Kunststücke einem geehrten und vornehmen Publiko zum Nutzen und zur Unterhaltung darzulegen. Er bietet hiemit seine Dienste öffentlich an, für welche er weiter keine Erkenntlichkeit verlangt, als die Erlaubniß, seine Entdeckungen nach und nach in diesen wöchentlichen Blättern bekannt machen zu dürfen.

Er besitzt ein unbetrügliches Arkanum gegen Podagra, Chiragra, Magenweh, Steinschmerzen, Migraine, Milzsucht, Lungensucht,

sucht, Vapeurs und alle andere galante und ungalante Krankheiten.

Er hat die einzige wahre Cabala, durch welche man nicht nur in den gewöhnlichen Glücksspielen, sondern auch vornehmlich in dem sogenannten Lotto di Genoua glücklich werden kan; doch wird er mit solcher nur alten und unvermögenden Personen zu dienen suchen, um nicht jungen Müßiggängern Nahrung für ihre Neigung zu schaffen, nach welcher sie gern durch fünf Zahlen Brod für ihr ganzes Leben verdienen möchten.

Unter eben dieser Bedingung lehret er auch die Kunst Gold zu machen, ohne Kohlen, ohne Schmelztiegel, ohne Retorte, ohne Muffel und ohne Ofen. Jedoch wird er sein Geheimniß nur wenigen Auserwählten mittheilen, aus Furcht, es möchte, wenn es zu allgemein bekannt würde, jedermann Gold, und niemand mehr Brod machen wollen.

Ferner empfiehlt er den jungen Herren und Damen ein bewährtes Präservatif wider eine gewisse Modekrankheit, und beweist aus der

Vernunft und Erfahrung, daß sein Mittel untrüglich sey.

Andere gemeinnützige Künste wird er künftig bekannt machen. Er wohnt in seiner Trommel.

Auszug aus einigen Briefen an den Einsiedler.

Herr Jean Jaques Partout schickt mir ein drollichtes Schreiben in der Sprache des Jean Cretien Toucement, welches die Erziehung seiner Tochter betrift. Nach dem Willen der Frau von Partout soll ihre Tochter nicht studiren, das heißt, nicht lesen und schreiben lernen. Denn, sagt die Mutter, Sie wer su viel polit und schreib pulprief un charmir ehrnack sie wer su viel Nar. Herr Jean Jaques Partout aber ist, wie billig anderer Meinung. „Mein Tokter, spricht er, sie is Menschen, „wie meine Sonel, und meine Sonel sie studir, meine Tokter sie mus auk studir, weil

„ sie

„ sie is Menschen. Was soll werd aus die
„ Man, die werd eenmal eirat mein Tokter,
„ wen sie sol werd ersog, wie mein Frau sie
„ wil ersien! „ Schön! Aber ich hoffe, daß der Herr Partout die Sache nicht übertreiben und nicht etwa seine Tochter professormäßig studiren lassen wird. Denn in diesem Falle kan man so gut, als der Hr. Partout, fragen: Was sol werd aus die Man?

Ein anderer Briefsteller ist unzufrieden über den Einsiedler, weil dieser das Gespräch zwischen zween Ochsen im Reiche der Todten unterdrückt hat, und wünscht, solches wenigstens im Manuscripte zu sehen. Dieser Herr wird gebeten, sich bey dem Verleger dieser Wochenschrift zu melden, da ich ihm dann das besagte Manuscript nicht nur zeigen, sondern erb- und eigenthümlich überlassen werde.

Ein Frauenzimmer (denn die Hand verräth es) hat Lust mit dem Einsiedler zu scherzen. Sie nimmt sich der Rennthiere an, welche derselbe ihrer Meinung nach bößlich beleidigt hat. Sie vermuthet, der Einsiedler müsse gute Ursachen dazu gehabt haben. Vielleicht argwohnt sie, ist ihm irgendwo in

einer galanten Gesellschaft ein Rennthier im Wege gewesen, welches er lieber nach Lappland gewünscht hätte. Und nun rächt er sich an dem ganzen Geschlechte dieser edlen Thiere. Ich antworte dieser Correspondentin, daß sie sich irrt. Ein Einsiedler ist nicht galant und auf seiner einsiedlerischen Bahn kan ihm niemand, am allerwenigsten aber ein Rennthier, im Wege stehen.

Ein muthwilliger Correspondent ist der Hr. Damon, wie er sich nennt. Dieser schickt mir ein schönes Gedicht, von dem er sagt, es sey sein erster Versuch; bittet mich dasselbe zu beurtheilen, und, wo möglich, abdrucken zu lassen. Wie würde der Herr Damon gelacht haben, wenn ich es gethan hätte! Dieses schöne Gedicht, dieser erste Versuch des Herrn Damons, ist bereits im Jahre 1745. von einem gewissen Schlegel wörtlich abgeschrieben und in die Bremischen Beyträge eingerückt worden. Ob nun Schlegel (welcher bereits einige 20. Jahre todt ist) den Herrn Damon, oder Herr Damon (welcher in seinem Schreiben an mich sagt, er sey ein Jüngling von 18. Jahren) den Herrn Schlegel bestohlen habe, dies ist eine andere Frage, deren Entscheidung ich dem Leser überlasse.

Der Einſiedler.

Drey und zwanzigſtes und letztes Stück.

Dieſe Wochenſchrift ſollte, wie ich mir vorgeſetzt hatte, mit einer türkiſchen Anekdote beſchloſſen werden: Achmet Schaitan an ſeinen Sohn Muſtapha. Der Zuname Schaitan, welcher in der türkiſchen Sprache den Satanas, oder den böſen Feind bedeutet, *) wird unter den Muſelmännern ſolchen verdienten Leuten beygeleget, die durch ihre Einſichten, Weltklugheit, Staatskunſt, und durch ihre Talente zur glücklichen Betreibung der Geſchäfte ſich die Bewunderung des Volks und einen hohen Rang unter den Knechten

*) S. Abrégé chronologique de l'hiſtoire ottomane par M. de la Croix. T. 2.

der ottomannischen Pforte erworben haben. Achmet Schaitan hat, wie man sagt, zu den Zeiten Ibrahims gelebt, und nach seiner Entfernung von den Geschäften, eine weitläufige väterliche Unterweisung für seinen Sohn Mustapha aufgesetzet, der eben im Begriffe war, aus dem Harem in die Welt zu treten und das Pflaster des Hofs vor der hohen Pforte zu küssen; das ist, Unruhe zu suchen, um das zu finden, was die Türken das grosse Glück nennen. Ich bildete mir ein, daß ich ein Fragment dieser Instruktion, welche man als das politische Testament eines alten Türken betrachten könnte, zufälliger Weise gefunden hätte; ohne für die Authenticität desselben Bürge zu seyn, wollte ich es meinen Lesern mittheilen, und ich hatte bereits einen guten Theil desselben aus meiner Imagination abgeschrieben, als ich die Nothwendigkeit einsah, meinen Entschluß zu verändern. Der Stoff wuchs mir unter den Händen, und ich fand mich in der Verlegenheit eines Entweder, und Oder; entweder meinen Lesern nur einen sehr unverständlichen Rumpf darzustellen und ihnen das Fragment von einem Fragments zu lesen, oder, statt

eines

einiger wöchentlichen Blätter, ein ganzes Buch zu schreiben. Das erste wollte ich nicht; und das letzte gehörte nicht für das Forum des Einsiedlers und für den engen Raum, in den er sich einzuschränken hat. Ich spare also meine Collectaneen bis auf eine andere bequemere Gelegenheit, und lege für jetzt meine Feder nieder, eher vielleicht, als es einige meiner Leser erwartet haben. Ohnehin befinde ich mich nicht gerne in großen Gesellschaften; und da, wenn, wie bisher geschehen ist, an jedem Sonnabende, ein neuer Wochenschriftsteller sich ankündigt, wir deren am Ende des Jahrs wenigstens zwey und funfzig haben werden; so bekenne ich aufrichtig, daß ich nicht gern der drey und funfzigste seyn möchte. Diese Herren verstehen außerdem, wie ich höre, ihr Handwerk besser, als ich; sind rüstiger, als ich; ich trete also ab und mache ihnen Platz, weil ich es selbst fühle, wie überflüßig ich künftig seyn werde.

Folgendes Schreiben, dessen Veranlassung vielen meiner Leser bekannt seyn muß, soll diese Wochenschrift beschließen:

An den Hrn. Leibarzt Zimmermann in Hannover.

Sie empfangen für Ihren geschriebenen Brief vom neunzehnten Jenner einen gedruckten, dessen Inhalt Ihnen vielleicht nicht gleichgültig seyn wird. Wir leben ohnehin in einem Zeitpunkte, wo es beynahe nöthig wäre, alle Briefe, die man an seine Freunde schreibt, sogleich zum öffentlichen Drucke einzurichten, damit man nicht in die raubgierigen Hände der litterarischen Freybeuter falle, die eine jede Anekdote, ein jedes freundschaftliches Schreiben, wo sie nur können, heishungrig aufhaschen, für eine gute Prise erklären, und dann, was ein Freund mit dem andern unter dem Siegel des Geheimnißes und der Vertraulichkeit geplaudert hat, auf den Markt tragen und dem ehrsamen Publiko mit selbstbeliebigen Zusätzen wieder erzählen. Sie erinnern sich noch an das erste Jahr des Leipziger Musenalmanachs, dessen Verfasser die Schriftsteller durchs Schlüsselloch be-

belauschte und ihre Bemühungen im Stillen der ganzen Welt eher bekannt machte, als es ihnen lieb war. Sie erinnern sich an den Klotzischen Briefwechsel, den man herausgab, ohne die Correspondenten des Verstorbenen vorher darum zu begrüssen, und durch welchen manchem wackern Manne manche unangenehme Stunde verursacht wurde. Gellert, Rabener, der Probst Spalding hatten ein ähnliches Schicksal; und Ihnen, mein theuerster Freund, ist es nicht besser ergangen.

Als ich im vorigen Jahre in den Büchervorzeichnißen, welche der hiesigen Zeitung beygelegt werden, folgenden Titel fand: Schreiben des Herrn Leibmedicus Zimmermann in Hannover an einen seiner Freunde, die Unterredung mit seiner Majestät dem Könige in Preussen betreffend; so glaubte ich nichts anders, als diese Schrift sey ein neues Geschenk von Ihnen für die Leser und Verehrer Ihrer vortreflichen Werke. Schnell wurde mir der Bogen gebracht; aber noch wenigere Zeit, als zu der Herbeyschaffung desselben nöthig gewesen war, brauchte ich,

um einzusehen, nicht nur, daß der Brief ohne Ihre Bewilligung gedruckt worden, sondern auch, daß Sie ihn unmöglich ganz so konnten geschrieben haben, wie er gedruckt vor mir lag.

Zimmermann dacht' ich, der Philosoph, der Menschenkenner, der Mann ohne politischen Aberglauben, oder, so man will, ohne politische Abgötterey, der freygebohrne Schweizer, der Republikaner, dessen Wahlspruch ist: Pain bis & liberté; Zimmermann kan unmöglich der Herausgeber dieses Briefs seyn, kan unmöglich alles so gedacht, geschrieben, unmöglich alles so mit dem Könige gesprochen haben haben, wie ihn der Herausgeber denken, schreiben und sprechen läßt.

Nicht jedermann dachte eben so. Viele schrieben diesen Brief ganz auf Ihre Rechnung, und einige vertheidigten ihren Ausspruch durch den wichtigen Grund, der Brief sey mit Zimmermanns Namen gedruckt, und was gedruckt sey, das sey wahr. Stillschweigen ist das beste Argument gegen solche Behauptungen, solange man nicht dem Ge-

druck-

druckten Gedrucktes entgegensetzen kan. Dies kan ich jetzt, nachdem Sie mir Ihre Erklärung geschickt haben, die, als ein authentisches Dokument, ich dem hiesigen Publiko, welches Sie kennt und verehrt, mit diesem meinem Briefe bekannt mache.

Gesetzt aber nun auch, das kleinste Jon dieses Briefes rühre von Ihnen selbst her, nichts wäre verändert, nichts hinzugesetzt, nichts hinweggelaßen, nichts in der Uebersetzung schielend und widersinnig ausgedrückt worden, auf wen soll dann der muthmaßliche Tadel der gut- oder übelgesinnten Leser zurückfallen? Auf Sie gewis nicht! Sie schrieben an einen gutherzigen Freund in Ihrer Vaterstadt; für diesen, nicht für das Publikum war Ihre Erzählung bestimmt, der unberufene Herausgeber mag also die Schuld allein tragen; nicht nur der Verdruß, welchen er Ihnen verursacht hat, liegt schwer auf seinem Gewissen, wofern er eines hat, sondern auch das durch den vielversprechenden Titel hintergangene Publikum hat allein an ihn sich zu wenden, er sitze in welcher

Dachstube er will, und von ihm allein die schuldige Genugthuung zu fordern.

Es ist seit einiger Zeit zur Mode gediehen, daß man lächerliche Briefe erdichtet und solche nahmhaften Personen unterschiebt, um sich und einige Leser auf Unkosten anderer zu belustigen. Dieser Spaß, so ärgerlich er auch seyn mag, ist gleichwohl weniger beleidigend, als der Ernst, mit welchem man wirkliche Briefe eines berühmten Mannes, wider seinen Willen und sein Vorwissen, bekannt macht. Jedermann sieht es den scurrilischen, bodmerischen Briefen und andern dergleichen fliegenden Blättern an, daß sie Erfindungen von muthwilligen, oder boßhaften Witzlingen sind, die eben weiter nichts bessers zu thun hatten. Schlimm genug für sie! Aber niemand, es sey denn zu Bedlam, wird auf den Einfall gerathen, Göze, Crusius, Lessing, Nicolai und andere hätten diese Briefe wirklich geschrieben, die unter ihren Namen herumlaufen. Es schaden also, wenigstens bey gesetzten Leuten, dergleichen Pasquinaden und Spötterepen mehr ihren Urhebern, als den Männern, deren Namen darinn gemis-

brauchet werden. Nicht also bey einem, wenigstens nach der Grundlage, wirklich geschriebenen Briefe! Man sucht darinn die geheimsten Gedanken des Verfassers, sein Herz, seine Leidenschaften, seine schwache Seite, sein Steckenpferd; und wenn nun der ungebetene Herausgeber die Gedanken des Autors entstellet, das Herz unkenntlich macht, und das Steckenpferd eines andern auf eine selbst beliebige Art herumtummelt — was soll der fremde Leser dabey denken? Besonders so lange er den Brief völlig für ächt hält? Die Achtung des achtungswürdigsten Mannes, der auf eine solche Art gemißhandelt wird, leidet immer etwas dabey, solange das Publikum nicht auf eine nachdrückliche Art vor der Betrügerey gewarnt wird.

Eine ziemliche Verwandschaft mit solchen Attentaten haben die litterarischen Klätschereyen, die in unsern Tagen die Hauptbeschäftigung gewißer Leute ausmachen. Schon im Jahre 1769. fande ich für nöthig, über diese Materie eine Vorrede vor die Erfurtischen gelehrten Zeitungen zu setzen, gleichsam ei-

gen Commentar über ein bekanntes kleines Gedicht unseres Gleims. Jetzt, in der Abgeschiedenheit, in welcher ich mich von den Deutern, Wäschern und Anekdotisten einiger deutschen Gegenden befinde, glaubte ich vor ihnen ziemlich sicher zu seyn, glaubte ruhig an meinem Pulte sitzen zu können, ohne die Verrätherey ihrer ausgesendeten Kundschafter zu befürchten. Ich hatte mich betrogen. Mit Schrecken und Entsetzen lese ich in einer der besten gelehrten Zeitungen: „Es „sey dem Herrn Professor Sulzer in Berlin „das Gerücht zu Ohren gekommen, als wolle ich Anmerkungen über seine Grundsätze „der schönen Wissenschaften schreiben; man „habe sogar den Zusatz gemacht, ich wolle ihn „demüthigen: und deswegen habe Hr. Sulzer für gut befunden, sich gelegentlich bey „bey der Ausgabe seiner kleinen philosophischen Schriften bestens zu verwahren.“

Das fehlte mir noch, daß mich ein unbekannter, im Finstern schleichender Friedensstöhrer auch mit Herrn Sulzer verunreinigen sollte! Mit diesem Manne, den ich als einen Patriarchen der deutschen Litteratur und Philo-

so.

losophie verehre, von dem ich gelernt habe, und noch lernel Nie ist es mir eingefallen etwas wider ihn zu schreiben, am allerwenigsten ihn zu demüthigen — denn dieser lezte Ausdruck ist im höchsten Grade beleidigend, nicht für ihn, sondern für mich. Ich fühle es wohl, daß ich ein wenig stolz seyn würde, wenn ich ein solches Buch geschrieben hätte, als Herr Sulzer; aber auch dann würde ich es mir nicht einfallen lassen, einen Mann von seiner Art demüthigen zu wollen, der bey aller seiner Größe nur allzu bescheiden und demüthig ist. Mit einem Worte, diese ganze Klatscherey ist wiederum eine Production aus der Schule des Herrn Peter Wesferts und seiner Genossen.

Nur ein Paarmal habe ich von dem Sulzerschen Werke in Gesellschaften gesprochen. Ich meinte, „die Form eines Wörterbuchs „ habe etwas unbequemes für die philoso„ phischen Leser; ein zusammenhängendes „ Werk von Herrn Sulzer würde ohne Zwei„ fel von mehr ausgebreiteten Nutzen gewe„ sen seyn. Indessen, wenn das Werk vol„ lendet wäre, sollte ein philosophischer Kopf

„ und

„ uns den Geiſt deſſelben im Zuſammenhan„ ge liefern, welches von niemand beſſer, „ als von Herrn Sulzer ſelbſt, oder von „ Herrn Garve geſchehen könnte. „

Wenn dieß das Werk tadeln heißt, ſo weiß ich nicht, wie man es angreifen muß, um es zu loben. Doch es kan Herrn Sulzer im Schutze ſeiner wahren und großen Verdienſte gleichgültig ſeyn, ob man ihm lobt, oder tadelt; mir aber iſt es nichts weniger als gleichgültig, wenn man ungereimte Dinge ausſtreuet, durch welche Herr Sulzer, wenn er ſie glaubte, nothwendig bewogen werden müſte, nicht ſo, wie ich es wünſche, von mir zu denken.

Ich vergeſſe, daß ich mit meinem Verdruße über dieſe Erdichtung Ihnen lange Weile gemacht habe. Vielleicht wird Ihnen die Wochenſchrift, der Einſiedler, die ich mit dieſem Briefe überſende, deren noch mehr machen, ſo fern ich der Verfaſſer bin. Zum Glück ſind bey weiten nicht alle Aufſätze von mir. Einige, zum Beyſpiel, die Verſöhnung der Erde mit Gott, und die Ode auf das

Feſt

Fest der Heil. Cäcilia, fanden sich unter den Papieren des seligen Meinhards. Andere Beyträge erhielt ich von zwey hiesigen geschmackvollen Frauenzimmern, die ich ohne ihre Erlaubniß nicht nennen darf. Verschiedene Stücke sind von unbekannten Correspondenten eingesendet worden.

Ich verharre u. s. w.

Kindel.

Beyl

Beylage.

Die Habsucht, oder ich weiß selbst nicht, welcher Beweggrund eines Buchhändlers, der gewis nach den allerschiefsten Begriffen meine Ehre suchte, zwinget mich doch endlich, allen guten Menschen anzuzeigen, wie sehr unschuldig ich an dem gewaltthätigen Drucke eines unächten und verfälschten Briefes bin, den man zu meinem großen Verdruße unter meinem Namen verkauft.

Ohne meine Genehmhaltung, und ohne meinen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß erscheint derselbe schon zum sechstenmale, unter der Aufschrift: Schreiben des Leibmedicus Zimmerman in Hannover an einen seiner Freunde, die Unterredung mit Seiner Majestät dem Könige in Preußen betreffend. Die erste Auflage kam in dem Giesser Wochenblatte vom 5ten und 12ten Januar 1773 heraus, und der Verleger sagt, der Brief sey ihm auf eine rechtmäßige Art zu

Han-

Händen gekommen. Dieses verneine ich. Denn erstlich weiß ich auf keine Weise, wie ein solcher Brief nach Gießen gekommen seyn mag; zweytens habe ich nicht so geschrieben, wie man in Gießen gedruckt hat; drittens würde ich mich nach meinem besten Vermögen der Bekanntmachung dieses Briefs widersetzt haben; und viertens kann zu dem Drucke eines Privatbriefes kein Mensch kein Recht geben, als derjenige, der den Brief geschrieben hat. Bald darauf lieferte man in Giessen einen zweyten besondern Abdruck meines vorgeblichen Briefs, der allenthalben verbreitet ward. Ich glaubte zwar, daß es nöthig sey, mich mit aller Lebhaftigkeit eines Beleidigten dagegen zu erklären; allein alle meine Freunde riethen mir, was in dem menschlichen Leben so oft die beste Antwort ist, das Stillschweigen. Indeß trat dieser Brief zum dritten, vierten und fünftenmale in Königsberg, Altona und Hamburg an das Licht; und endlich brachte man in dem Leipziger Meßkatalogus vom Herbste dieses Jahres, unter der Aufschrift Frankfurt und Leipzig, sogar eine ganz veränderte Auflage desselben zum Verkaufe. Schwarz und grün

ward mir vor den Augen, als ich dieſes las; und wirklich berechtigte eine ſo wohl ausgedachte Liſt jeden Leſer des Meßkatalogus zu glauben, daß ich der Herausgeber des angeblich veränderten Briefs ſey. Allein auch dieſe ſechſte Auflage war weiter nichts, als der vollends in Berlin veranſtaltete wörtliche Nachdruck des in Gießen unrechtmäßig herausgekommenen Briefs, nebſt dem angehängten Gedichte der Frau Karſchin.

Man bedarf nur ſehr wenig Geſchmack, um einzuſehen, daß ich mich niemals hätte unterſtehen dürfen, in einem ſo äußerſt nachläßigen Style öffentlich zu ſprechen, und Kinderreyen zu ſagen, die das Publikum niemals entſchuldigen könnte. Nicht nur wird in dieſem Briefe die Geſchichte meines Aufenthalts in Potsdam auf eine Weiſe erzählt, die faſt durchaus ins Kleine fällt, und alſo ganz unter der Würde der Geſchichte iſt; ſondern die ganze Erzählung iſt äußerſt läppiſch und undeutſch überſetzt, verſtümmelt, durcheinander geworfen und verfälſcht.

Wie übel würde es der euch für mich so verdienstvolle Herr Generalchirurgus Schmucker nehmen können, wenn ich verschwiegen hätte, daß er damals im Schloße zu Sanssouci wohnte, und bey der ganzen in diesem Briefe beschriebenen Audienz gegenwärtig gewesen? Wie unsinnig müßte ich seyn, wenn ich dem Könige auf die Worte, daß ich eine grausame Operation ausgestanden und ungemein müsse gelitten haben, hätte antworten dürfen, was mich der unkluge Verfälscher meines Briefs antworten läßt: Sire, il n'en valoit pas la peine; Sire, es hatte nichts zu sagen. Allerdings hatte es für mich sehr viel zu sagen, anderthalb Stunden nacheinander gegen zwey tausend Messerschnitte auszuhalten, um einer Todesgefahr zu entgehen, der ich vorher einige Jahre hindurch beynahe in jeder Stunde des Tages ausgesetzet gewesen, und von welcher mich Herr Meckels großes Geist und diese glückliche Operation gänzlich befreyet hat? Auch antworte ich: Sire, il en valoit la peine; Sire, es war der Mühe werth.

Aber der Mühe ist es durchaus nicht werth, nach allen Reden, die dieser unächte, verfälschte, und ursprünglich an einen gutmüthigen Freund in meiner [illegible] Vaterstadt geschriebene Briefe veranlasset hat, sich gegen die Ungerechtigkeit der Menschen zu vertheidigen, wenn man sieht, mit wie wenigem Verstande sie zuweilen ungerecht sind.

J. G. Zimmermann.

ENDE.